Verlagsbuchhandlung
A. BOCK
RUDOLSTADT
und Antiquariat

R39703

Freese.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/b21917565

Kind und Welt.

Kind und Welt.

Vätern, Müttern und Kinderfreunden

gewidmet

von

Berthold Sigismund.

I.

Die fünf ersten Perioden des Kindesalters.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1856.

Vorwort.

Daß zum vollen Verständniß eines Naturwesens das Studium seiner Entwicklung von den ersten Anfängen an erforderlich sei, ist ein Grundsatz, der jetzt für alle Naturwissenschaften maßgebend gilt und vom segensreichsten Einfluß gewesen ist. Niemand wird oder darf mehr behaupten, er kenne und verstehe eine Pflanze, wenn er sie nur in ihrer Blüthezeit gesehen hat; denn der Keim und die jüngsten Zustände sind eine gleichberechtigte, nur in anderer Lebensform existirende Verwirklichung eines bestimmten Wesens, und

sich nun der Beobachtung der ausgebildeten Naturwesen begnügen, heißt mit eben dem Rechte Naturgeschichte, als die bloße Kenntniß der Bildungshöhe eines Volkes den Namen Geschichte des Volkes verdient. Aber nicht bloß unvollständig, auch unverständlich bleibt die Naturgeschichte eines Wesens ohne die Kenntniß seiner Uranfänge, denn nur durch die Anschauung dieser einfachen Formen und Verhältnisse lernt man den verwickelten Bau und die mit und durch einander wirkenden vielfachen Kräfte verstehen, welche das ausgebildete Wesen zeigt.

Wenn nun zum Verständniß der Pflanzen ihre Entwicklungsgeschichte nothwendig und förderlich ist, sollte es dann, um bessere Einsicht in die ungemein verwickelten geistigen Lebensthätigkeiten des Menschen zu gewinnen, nicht ersprießlich sein, einmal ab ovo, d. h. vom Neugeborenen, anzufangen und der allmäligen Entfaltung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten zuzu-

ehen, um Knospe für Knospe in ihrer Entfaltung zu belauschen?

Wann beginnt die Wahrnehmung der Außenwelt? durch welche Sinne zuerst? Wann bemerkt man den ersten deutlichen Willensakt, und worauf ist er gerichtet? Wann lernt das Kind die Wesen seiner Art erkennen, wann ihre Gefühle theilen? Wann und wie kommt es zum klaren Bewußtsein seines Ich? Nach welchen Gesetzen bildet es sich seine Sprache? Wann entfaltet sich die höchste Blüthe des Menschenwesens, das sittliche Gefühl? — Alle diese und ähnliche Fragen schienen mir für die Anthropologie von gleicher Bedeutung, wie etwa die Kenntniß der Zeitpunkte und der Art und Weise, wann und wie eine Pflanze ihren Blüthenstaub und Keimling bildet, für die Botanik, oder wann und wie ein Volk den Acker zu bauen, Metalle zu bearbeiten und seine Gedanken sinnlich zu fixiren gelernt, für die Kulturgeschichte.

Diese Fragen drängten sich mir frühe auf. Mein Vater hatte aufgezeichnet, wann und wie jedes einzelne meiner Geschwister greifen, lächeln, sitzen und gehen, lallen und sprechen gelernt und welches die ersten Nachahmungen derselben gewesen. Als ich diese kurzen Notizen las, welche bei allen individuellen Verschiedenheiten doch etwas Regelmäßiges in der Aufeinanderfolge jener »Errungenschaften« durchblicken ließen, fühlte ich mich angeregt, dem gesetzmäßigen Auftreten der einzelnen Thätigkeiten des Kindes nachzuspüren, und benutzte die Gelegenheit, Säuglinge zu beobachten, welche mir das ärztliche Leben darbot, mit Interesse.

Aber immer blieben diese Beobachtungen, weil unterbrochen und lückenhaft, ohne Werth. Wenn man ein Kind in der Periode, wo es so rasch lernt, daß das Bäumlein wirklich in den Himmel wachsen zu wollen scheint, einmal eine Zeit lang nicht gesehen hat, so haben sich gar

oft eine Anzahl Knospen entfaltet, und zeigen Blätter und Blüthen weit entwickelt, welche dem Beobachter ebenso viel Verdruß über seine Versäumniß bereiten, als der Mutter Freude über ihr Dasein.

Als mir nun die höchste Ehre und Freude, die uns auf Erden zu Theil werden kann, beschеert wurde, die nämlich, Vater zu sein, suchte ich die Gelegenheit, die allmälige Heranbildung eines Menschen zur vollen Ausübung seiner Fähigkeiten möglichst stetig zu »benaturen« (wie man in Thüringen recht bezeichnend sagt), nach Kräften zu benutzen und zeichnete mir jede Thatsache, welche das Auftreten einer körperlichen oder geistigen Fähigkeit erkennen ließ, in chronologischer Ordnung auf.

Da ich aber die Ergebnisse dieser biographischen Aufzeichnungen überblickte und mit den an anderen Kindern gemachten Beobachtungen verglich, bemerkte ich in dem zeitlichen Auftreten

und der Art und Weise des Eintritts gewisser Thätigkeiten einige so wesentliche Verschiedenheiten, daß zu ihrer Erklärung eine größere Anzahl genauer Beobachtungen nöthig erschien, um die Regel jener Ausnahmen zu erkennen.

Ich beschloß deshalb, die Resultate meiner Beobachtungen zusammenzustellen, und dieselben in Abschrift an mehrere sinnige Mütter zu vertheilen, um durch sie eine Sammlung methodischer Kinderbiographien zu erhalten, aus welchen sich dann durch Induction diejenigen Gesetze der menschlichen Entwicklung ableiten ließen, über welche ich in Büchern vergebens Belehrung gesucht hatte.

Freunde, denen ich die kleine Abhandlung mittheilte, riethen zur Veröffentlichung, da ich vielleicht solche Mitbeobachter auch in weiteren Kreisen finden würde, oder doch manchen Aeltern die Freude an der Entwicklung ihrer lieben Kleinen durch ein wissenschaftliches Interesse erhöhen könnte.

Wenn sich diese Voraussetzungen erfüllten, würde ich mich für reich belohnt halten. Wenn auch der Wunsch, daß sich für die genetische Anthropologie, wie ich diesen Zweig unseres Wissens vom Menschen nennen möchte, ein ähnlicher Verein zu gemeinsamer Forschung bilden möchte, wie Vereine zur Beobachtung der Ablenkung der Magnetnadel, der Witterung u. s. w. bestehen, wol ein frommer Wunsch bleiben wird: so darf ich doch vielleicht hoffen, durch mein Büchlein manchen Vater und manche Mutter, welche die Neigung unserer Zeit zum Naturstudium theilen, anzuregen, zu solchem Studium das ihnen nächste und theuerste Wesen zu wählen, und ihnen dafür eine Art Katalog der schönen und herzerquickenden Erscheinungen zu geben, welche sich ihnen dabei darbieten. In dieser Hoffnung will ich das Wagniß, mit einer Skizze, deren Mängel ich gar sehr fühle, vor die Oeffentlichkeit zu treten, auf mich nehmen.

Der eigentliche Zweck des Büchleins (möge dies die Kritiker zur Nachsicht stimmen) ist nicht sowohl, fertige Beobachtungen zu geben und — was unendlich schwieriger ist — die Verkettung und ursachlichen Verhältnisse der Erscheinungen nachzuweisen, als zu eigener Beobachtnng und Forschung anzuregen. Es erhielt deshalb keine streng wissenschaftliche Form und giebt oft nur flüchtige Andeutungen, wo ein Buch tiefer eingehende Behandlung erfordert hätte. Da mir Werke über diesen Zweig der Naturwissenschaft nicht bekannt geworden sind (Locke's Essay, welcher die Genese der höchsten geistigen Fähigkeiten philosophisch erörtert, habe ich erst nachträglich kennen gelernt), so weiß ich nicht, ob nicht Manches schon besser dargestellt ist: mein Bestreben war nicht, neue, sondern treue, von Theorien ungefärbte Beobachtungen zu geben und zu ähnlichen anzuregen. Und solche selbst angestellte Beobachtungen erfreuen, wenn sie auch

kein wissenschaftlich bedeutendes Resultat gewähren sollten, doch mehr als eine Fülle von Thatsachen, welche uns ein Anderer als die Frucht seiner Studien fertig und wohlgeordnet mittheilt. Lessing's erhabener Spruch über den Werth selbstgefundener Wahrheiten gilt auch für die Naturforschung.

Am Neujahrstage 1855.

Erster Abschnitt.

Das dumme Vierteljahr.

Bis zum Lächelnlernen.

Das dumme Vierteljahr, — so nennt man in Thüringen die ersten drei Monate des kindlichen Lebens und vertröstet junge Aeltern, welche ungeduldig auf eine freundliche oder geistreiche Aeußerung ihres kleinen Gastes warten, der sich stumm bedienen läßt oder rücksichtslos, wie ein Engländer im Gasthofe, die Bewirthung tadelt, auf die Freuden des nächsten Vierteljahres, wo das Kind anfangen werde Etwas zu kennen.

Bietet das Kind wirklich in dieser Zeit den Aeltern gar nichts der Beobachtung und des Denkens Werthes?

Gar mancherlei, meine ich.

Ich will zunächst einige Gedanken anführen, wie sie sich dem Vater bei der Beobachtung der Ereignisse des ersten Tages aufdrängen.

Sobald das Kind zur Welt geboren ist, fängt es an gellend zu schreien. In diesem Augenblicke sind die Aeltern in einer so fieberhaften Spannung, daß auch der Vater nicht Zeit hat zu beobachten und zu denken. Aber in späterer ruhiger Stunde fragt man sich: woher dieser sonderbare Gruß an die Welt rühre. Frömmler legen ihn vielleicht aus als Wehruf über die Welt der Sünde, in welche das Kind voll Trauer eintrete; poetische Gemüther deuten ihn als Vorahnung der vielen Schmerzen des Lebens. Der unbefangene Naturforscher, welcher auf geistreiches Symbolisiren nicht viel hält, erkennt darin nichts,

als die erste, durch den neuen Reiz heftig und schmerzlich erregte Athmung. Viele neue Thätigkeiten eines Organismus, auch desjenigen der Menschheit, treten mit Schmerzgefühlen ein (z. B. Zahnen, Pubertät) und nicht nur der Gründer einer neuen geschichtlichen Epoche selbst, auch seine Zeitgenossen müssen gar oft einen ähnlichen Schmerzensschrei ausstoßen, wenn jener, als ein neues Organ der Menschheit anfängt zu functioniren.

Bisher athmete die Mutter für das Kind, in dessen Adern ein von der mütterlichen Lunge mit Sauerstoff belebtes Blut kreisete. Was bestimmt nun aber das Kind, plötzlich selbst zu athmen? Höchst wahrscheinlich die Einwirkung der kühleren Luft auf die kindliche Haut, welche bisher in einer Flüssigkeit von 28° R. sich badete; vielleicht wirkt auch die sich in die Luftwege eindrängende atmosphärische Luft mit hinzu. Jedermann wird, wenn er auch nur den Fuß in ein kühles Bad setzt, zum tiefen Athmen, wohl sogar

zum Aufschreien gezwungen. Um wie viel mehr das Neugeborene, welches aus einer Temperatur von 28° in eine andere von 16 — 18° versetzt wird! Jener Eindruck auf die Hautnerven pflanzt sich längs der Nervenbahnen fort auf die hintersten Theile des Gehirns (das verlängerte Mark), und diese regen auf eine bis jetzt unbegriffene, vielleicht unbegreifliche Art die Athmungsmuskeln zur Thätigkeit an. Und so beginnt denn mit dem ersten Athemzuge die unausgesetzte und doch nie ermüdende Arbeit des Athmens, die nächst dem Herzschlag (welcher schon seit fünf Monaten im Mutterleibe merkbar ist) im schnellsten Takte erfolgende rhythmische Bewegung irgend eines Körpertheiles. Rechnet man im Durchschnitte auf die Minute 20 Athemzüge, so muß ein Mensch in einem Tage dieselbe Bewegung über 28000 Mal, in einem Jahre über 10 Millionen Mal ausführen, während das Herz in einem Jahre, bei 80 Schlägen in der Minute, 40 Millionen

Mal sich zusammenziehen muß, um das Blut im Körper herumzutreiben. Durch den Einfluß der kühleren Atmosphäre hebt gleichsam ein Weckerrad in der leiblichen Uhr aus; die Lungen fangen damit an zu arbeiten, um nicht eher wieder zu rasten, als bis mit dem letzten Athemzuge auch das Leben erlischt.

Ein ähnlicher Lebensreiz, welcher in gewisser Hinsicht ein feindseliger Eindruck ist, weckt auch die Organe der Weltgeschichte, welche gleichsam nur das Aufheben des hemmenden Stiftes erwarten, um ihre Arbeit zu beginnen. Nur ist dieser Lebensreiz, welcher das Werde! geistigen Organen zuruft, gar oft ein scheinbar geringfügiger, inadäquater (z. B. Ablaßzettel, Theesteuer). — Jener erste Schrei des Kindes bezeichnet also den Eintritt der ersten zweckmäßigen, später dem Willen in gewissem Grade gehorchenden Bewegung, welche es außerhalb des Mutterleibes vollbringt und durch welche es sich von der Mutter

zu emancipiren und ein selbstständiges Wesen zu werden beginnt.

Der erste Sinn, welcher das Dasein der Außenwelt wahrnimmt — dumpf und unklar genug wird diese Wahrnehmung freilich sein —, ist der Tastsinn und namentlich das Wärmegefühl der Hautnerven, welches vielleicht verdiente als besonderes sechstes Sinnes-Departement vom Getast unterschieden zu werden. Die erste Wahrnehmung der tastenden Lippe des Neugeborenen ist neben der Wärme zugleich die Weichheit der Mutterbrust. Schon am ersten Tage bemerkt man übrigens, wie der Mensch irrt, und zwar durch mißverstandene richtige Sinnesempfindung irrt. Berührt man die Lippen des Säuglings mit der Wange oder Hand, so beginnt er sogleich die Saugbewegung. Er hält also alle warme und weiche Körper für seine Nahrungsquelle. Der von allen Sinnen zuerst thätige Tastsinn scheint auch im Sterben zuletzt zu erlöschen. Sterbende

geben nicht selten, wenn Auge und Ohr schon unthätig sind, zu erkennen, daß sie Kälte fühlen oder hart liegen, oder sie scheinen noch die Freundeshand zu fühlen, welche in ihrer erkaltenden liegt. So ließe sich der alte Vergleich zwischen Geborenwerden und Sterben noch durch manche andere Aehnlichkeit unterstützen.

Während nun das Kind zu athmen anfängt, regt es auch seine Glieder zu den ersten Bewegungen. Es gestikulirt mit den Armen, zuckt und strampelt mit den Beinen. Diese Bewegungen sind, verglichen mit denen vieler neugeborenen Thiere, so unbeholfen und automatisch, daß die Eltern sich nur durch die tausendfältigen, an anderen Kindern gemachten Erfahrungen berechtigt fühlen zu glauben, daß diese zwar wunderbar zierlichen, aber schwachen und täppischen Händchen und Füßchen dereinst zu so vielen Verrichtungen brauchbar und geschickt werden können. Nur Geduld! Auch ein Kopf oder Arm des

menschheitlichen Organismus ist anfangs ein geringes Wesen, dem man oft weniger zutraut, als seinen Schulkameraden. — Die thierischen Altersgenossen sind dem menschlichen Säuglinge weit voraus. Das neugeborene Kälbchen läuft gleich recht brav zu seiner Nahrungsquelle; das eben aus dem Ei entschlüpfte Hühnchen rennt zierlich und munter umher und pickt gleich sein Futter. Dem Säugling muß seine Nahrung entgegengebracht werden. Mancher verschmäht sie auch ganz am ersten Tage und beginnt sein Leben mit Fasten auf ähnliche Weise, wie es die an nicht plötzlich tödtender Krankheit Sterbenden schließen.

Aber bald äußert sich auch im neugeborenen Kinde die Gegenwart jenes geheimnißvollen Wirkens, jenes Dämons oder vielmehr Genius der höheren lebendigen Wesen, nämlich des Naturtriebes (Instinktes), welcher zweckmäßige Bewegungen ohne Bewußtwerden des Zweckes und der Mittel geschehen macht. Das Kind hebt an

zu saugen und zu schlucken, sobald man seine Lippen berührt Das Empfinden dieser Berührung muß sich — das lehrt die Naturwissenschaft unwidersprechlich — durch die Nerven ins Gehirn oder das sonstige Nervencentrum fortpflanzen und hier andere Nerven, welche zu den die Saugbewegung hervorbringenden Muskeln verlaufen, veranlassen, diese Muskeln zu geordneten Zusammenziehung zu bestimmen. Ueber das Wie? waltet undurchdrungenes Dunkel. Aber sicher ist, daß alle diese verwickelten Vorgänge schneller als der Blitz, gewissermaßen schneller als der Gedanke vor sich gehen. Das Empfundene gelangt gleichsam am Telegraphendrahte der Nerven ins Hirn, und von hier aus läuft unmittelbar den Bewegungsnerven entlang die Depesche, welche die That hervorruft. Bei solchen instinktartigen Processen ist aber, beim Erwachsenen so wenig als bei dem Säuglinge, kein telegraphisches Büreau eingeschaltet, welches —

wie es später bei bewußten und ausdrücklich gewollten Handlungen geschieht — die Nachricht der Grenzstationen (Sinnesempfindungen) erst Buchstaben um Buchstaben entziffert und übersetzt, um dann die entsprechende Aufforderung nach der in anderer Richtung weiter entlegenen Station zu telegraphiren. Die Empfindung läuft bei Thieren und Menschen in solchen, durch den bloßen Instinkt geleiteten Thätigkeiten, in uns durch das Gehirn, ohne daß die Seele Etwas davon gewahr wird. Wir blinzeln z. B. mit den Augenlidern, ehe noch das Bewußtsein zum deutlichen Gewahrwerden der vor dem Auge schwirrenden Peitsche gelangt ist. Und doch lauscht hier die Seele gleichsam als Telegraphist. Aber die Depesche jagt von der Station des Empfindens zu der dritten (der Bewegungsnerven), gleich als wenn eine telegraphische Nachricht von Paris her alle Zwischenstationen durchflöge, ohne deren Zifferblattzeiger zu afficiren und erst in

Berlin sich äußerte, aber auch hier nicht in der Form, wie sie in Paris aufgegeben wurde, sondern sogleich als die jener Nachricht vollkommen entsprechende That.

Welch eine zusammengesetzte kunstreiche Bewegung ist aber dieses so einfach erscheinende Saugen! Das Kind muß seine Lippen um die Brustwarze pressen, dann die Zunge mit aufgerichteter Spitze hinterwärts ziehen, um einen luftverdünnten Raum zu erzeugen, hierauf die in diesen eindringende Flüssigkeit nach hinten durch das Thor des Gaumens und über die Zugbrücke des Kehldeckels wegleiten. Und dies Alles in richtiger, taktmäßiger Zeitfolge! Müßten wir es lernen, wir würden anfangs stümpern und tölpeln, wie der ungelehrigste Rekrut beim tempomäßigen Laden.“ Fürwahr, dieses Saugen ist die erste That, die erste Kunstleistung des Menschen, und der kleine Student erwirbt sich dadurch den ersten akademischen Ehrengrad, er wird Säugling.

Außer den Nahrungswegen für Luft und Milch öffnet der Säugling am ersten Tage noch eine andere Pforte, durch welche ihm viel edlere Nahrung einströmen soll, ich meine die Augenlider. Habt Ihr, Eltern, die ihr dem Ankömmling neugierig in die eben erschlossenen Augen schautet, um zu sehen, ob ihre Sterne blau oder braun sind, habt Ihr dabei Euch klar gedacht, was das Aufschließen dieser engen Spalte für das Kind bedeute? Gewiß durchschauerte Euch ein Bangen: ach, wenn dies Pförtlein verschlossen bliebe, durch welche die fleißigen Geister der Dinge einfliegen, um die arme, im Larvenzustande so unvollkommene Seele zu nähren, wie Bienen ihren Larven das Beste aus den Blumen zutragen!

Im ersten »Augenblicke« freilich muß die Empfindung, welche das Kind durch die Augen empfängt, eine äußerst verworrene, chaotische, wohl gar unangenehme sein. Sind wir Lichtge-

wohnten nicht im ersten Momente wie schmerzlich geblendet, wenn wir aus einem finsteren Raume in ein helles Zimmer treten? Und nun vollends das Kind, in welches, nach absoluter Nacht, das Licht in Millionen Wellen einströmt. Die Stube zu verdunkeln, ist deshalb im Anfange nothwendig. Kein Sinneswerkzeug ist in den ersten Tagen so häufigen und gefährlichen Erkrankungen ausgesetzt, als dieses köstlichste aller Organe.

Wie wenig klar übrigens der Säugling bis zu seiner vierzehnten selbst sechzehnten Woche noch sieht, kann man daraus schließen, daß nach meinen Beobachtungen Kinder dieses Alters nicht blinzeln, wenn man ihnen mit dem Finger auf das Auge losfährt, als wollte man hineinstoßen. Das Auge starrt dabei so ruhig vor sich hin, als drohte keine Gefahr; die Wahrnehmung ist entweder gar nicht vorhanden oder doch nicht bestimmt genug, um die Instinktthätigkeit des Blinzelns und »Zwinkerns« hervorzurufen. Wahr-

scheinlich sieht das Kind (wenn es überhaupt schon einzelnes Sichtbare unterscheidet, wenn es nicht so geblendet ist, wie wir vor einer grell beleuchteten, blanken Kupferbildsäule) alle Körper wie auf der Fläche seiner Sehhaut aufgemalt: es hat noch keine Vorstellung von etwas draußen, außer seinem Auge, Befindlichen; hat jedenfalls keine Ahnung, daß sich Etwas näher zu ihm heranbewegt. Sein Sehen scheint also in dieser Zeit nur ein dumpfes Empfinden des Hellen und Dunkeln zu sein, etwa wie es der Maulwurf hat, wenn er über der Erde in das Reich des Lichtes sich versetzt findet.

Außer den zwei genannten Sinnen des Getastes und des Gesichtes empfängt am ersten Lebenstage noch ein dritter den ersten Eindruck von der Außenwelt, nämlich der Geschmackssinn. Derselbe wird bei deutschen Kindern unnöthiger Weise gewöhnlich durch eine Arznei zuerst in Thätigkeit gesetzt. Auf schwachen Kamillenthee,

welcher nach alter Erbweisheit das Eingangsgericht zu allen Erdenmahlzeiten bilden muß — bekanntlich ein den meisten Menschen unangenehmer Trank —, zeigt das Kind keine Aeußerung des Gefallens oder Mißfallens; es verschluckt ihn wie automatisch. Rhabarberpulver (nicht das gang und gäbe Rhabarbersäftchen) scheint jedoch schon eine unangenehme Empfindung zu verursachen. Der Geschmackssinn scheint übrigens unter allen Sinnen die ersten deutlichen Wahrnehmungen zu liefern, welche einigermaßen verinnerlicht und erinnert werden. Manche Kinder weigern sich gar früh, etwas Anderes zu genießen als die Milch ihrer Mutter. Es muß also der Geschmackseindruck des ungewohnten Trankes mit dem des öfter genossenen verglichen werden, folglich von letzterem Spuren im Sinnesgedächtniß geblieben sein. Später wird jener Sinn von den anderen weit überholt; ein Gegenstück zu den frühreifen Völkern des Alterthums, welche spä-

ter hinter den griechischen und germanischen Spätlingen ganz zurückbleiben. Er wird stumpf im Alter und ist in den meisten Krankheiten gestört oder unthätig.

Auch rücksichtlich der Nahrungseinnahme zeigt sich eine merkwürdige Analogie des Menschen in seinen ersten und seinen letzten Tagen. Zuerst nimmt er Luft, dann Getränk, am spätesten feste Speise zu sich; am Lebensende verschmäht er zuerst die Speise, dann das Getränk, zuletzt muß er auch der Luftnahrung entsagen.

Fassen wir nun die besprochenen Erlebnisse des ersten Tages zusammen, so finden wir folgende inhaltschwere Vorgänge:

Das Kind nimmt selbst luftige und eigentliche Speise zu sich; macht dabei die ersten Instinktbewegungen, und empfängt die ersten Eindrücke von der Außenwelt durch Hautnerven, Augen- und Geschmacksnerven. Viele begehen am er-

sten Tage auch schon den ersten Irrthum — Die nächsten sechs Wochen gleichen dem ersten Tage vollkommen. Wohl bei keinem lebenden Wesen schreiten die ersten Entwickelungen so langsam fort, wie bei dem Kinde. Es scheint ein Naturgesetz zu walten, daß das Höhere, Bedeutende sich langsamer entwickele, und sich durch die langsamere Entwickelung eine längere Dauer gleichsam erkaufe.

Noch schläft das Kind fast ununterbrochen auch den Tag über. Es erwacht fast nur unter Schreien, um zu trinken, und entschlummert, nachdem es sich gesättigt oder selbst während es saugt. Jedermann kennt den eigenthümlichen Klang dieses Geschreies. Ein aufmerksamer Beobachter kann aus dem Klange der Stimme das Alter kleiner Kinder bestimmen Diese Stimme wird in einem sehr engen zarten Kehlkopfe erzeugt, dessen Stimmbänder (welche durch ihr Vibriren den Ton ebenso erzeugen, wie das Stahl-

plättchen der Mundharmonika) wohl hauptsächlich durch die beim Schreien erlittenen Erschütterungen zum Wachsthum angeregt werden. Nach Ablauf einiger Monate klingt die Stimme schon anders.

Das Erwachen aus dem Schlafe scheint besonders durch Empfindungen der Haut (wenn das Kind naß liegt) und des Magens (wenn es Hunger spürt) hervorgerufen zu werden. Eine bedeutungsvolle Thatsache, welche von den Hellenen in eine Mythe hätte gekleidet werden sollen. Der Säugling erwacht aus dem dumpfen Weben des Geistes durch das Gefühl der Entbehrung und des Schmerzes. Ist es anders bei Völkern in ihrem Kindesalter? Das Paradies würde ein ewiges Wickelkissen für die Menschen gewesen sein: sie wären kaum zur Bildungsstufe der Otahiter gekommen.

Das Auge des wachenden Säuglings richtet sich bald suchend nach der Stelle, wo das Licht

durch die Vorhänge dämmert, erweckt aber dabei die Vorstellung im Beschauer, als geschähe es ebenso willenlos und passiv, als wenn sich die Pflanze nach dem Lichte kehre.

In dieser Zeit der dem Beobachter unmerklichen Entwickelungen, die man aber, da es im Flusse des Werdens keinen Moment des völligen Stillstehens geben kann, nicht für eine Zeit des Stillstandes halten darf, hat man Muße, sich die Formen des kindlichen Körpers, besonders des Gesichtes, näher zu betrachten und in ihrer Ausbildung zu belauschen. Ich erlaube mir einige der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten anzuführen.

Am meisten fix und fertig in ihren Formen sind bei dem Neugeborenen Hand und Fuß. Der letztere hat sogar jetzt die schönste Gestalt, und schon beim einjährigen Kinde, sobald es auftritt und beschuht wird, zeigt er nicht mehr diese Zartheit der Formen und dieselbe Beweglichkeit seiner

einzelnen Theile. Rumpf und Gliedmaßen sind durch Fettansammlung so ausgestopft und gerundet, daß die Umrisse derselben etwas Weiches und Verschwommenes haben und namentlich nicht die hauptsächlichsten Muskeln so durchscheinen lassen, wie es schon beim fünf- bis sechsjährigen Kinde meist der Fall ist, wo die Kinder fast alle »abfallen von Schulsorgen«. Besonders die Oberschenkel sind fettreich, und zeigen eine tiefe Querfalte in ihrer Mitte. — Die Chemiker weisen nach, daß dieses aufgespeicherte Fett nicht Vorrath an Bildungsmaterial für Fleisch- und Knochenausbau sein könne, sondern eine Aufspeicherung von Brennstoff für die Lungen darstelle, welche, als der Ofen des Körpers, durch Verbrennung jener fettigen Stoffe die Körperwärme erhalten. Dieses Fett wird dem Kinde natürlich in der Milch zugeführt. Außerdem wird dem Kinde in dem Universalnahrungsmittel der Milch auch das Baumaterial für alle Körpertheile ge-

liefert, in dessen Verwerthung und Assimilation kein Lebensalter eine raschere Thätigkeit zeigt. Das anfangs fünf bis acht Pfund schwere Kind verdoppelt in sechs bis acht Monaten seine körperliche Masse. Am Haupte des Kindes bemerkt man am frühesten eine Weiterbildung der Formen.

Der Schädel erhält durch das Einströmen von Blut in das Gehirn und das Wachsthum des letzteren (wovon man sich durch Messung mit einem Bändchen oder durch das Zukleinwerden des ersten Mützchens überzeugt) bald seine regelmäßige und bleibende Form. Ohne Werth zu legen auf die willkürliche und zum Theil alberne Verörtlichung der Seelenthätigkeiten an einzelnen Gehirntheilen, wie sie die Phrenologen annehmen, wird der Vater doch mit Interesse das Köpfchen seines Kindes betrachten, anfühlen oder auch wohl messen, um das Größenverhältniß des Vorder- und Hinterkopfes u. s. w. zu bestimmen

und mit denen des väterlichen und mütterlichen Schädels zu vergleichen. Er möge sich dabei erinnern, wie die genauere Beobachtung gezeigt hat, daß nicht in der Hautfarbe und Behaarung die wesentlichen Merkmale der Menschenracen liegen, sondern vielmehr im Bau des Schädels und dem Größenverhältniß der verschiedenen Durchmesser desselben. Hier läßt sich also eine hochwichtige angeborene Eigenthümlichkeit klar und deutlich erkennen: die der Race. Das Kind gehört zur kaukasischen Race, der bildungsfähigsten, zum Beherrschen der Erde berufenen, wegen dieser länglich ovalen Schädelform und der entsprechenden Ausbildung der darunter liegenden Hirntheile. Es hat also darin sein bedeutsamstes Erbtheil mit zur Welt gebracht. Bei manchen Kindern zeigt außerdem der Schädel einen gewissen unverkennbaren Familientypus. Ueber den Grund und die Bedeutsamkeit dieser Schädelformen ist aber bis jetzt mehr phantasirt als geforscht wor-

den, und wir müssen uns fast ganz mit der bloßen Constatirung der Thatsache zufrieden geben.

Die ersten dünnen, seidenweichen, meist schwarzen Kopfhärchen fallen bald aus, und machen dickeren, meist heller gefärbten Platz. Die Haut schuppt sich lebhaft ab (der Mensch »fährt« immerwährend »aus der Haut«) und verliert allmälig ihre röthliche Farbe.

Am Gesichte, dessen eigenthümliches Aussehen hauptsächlich durch die Unausgebildetheit der Kinnladen und das dadurch bedingte Uebergewicht der oberen Gesichtshälfte veranlaßt wird, ist das in allem Wechsel der Physiognomie Bleibendste: das Auge, Ohr und Kinn. Auf diese Theile muß man auch, um die Aehnlichkeiten der kindlichen mit der elterlichen Physiognomie zu finden, besonders achten. Magere, kränkliche Kinder zeigen öfter schon eine entschiedene Aehn-

lichkeit mit Vater oder Mutter, weil bei ihnen die knöchernen charakteristischen Grundlagen deutlicher modellirt und nicht durch Fett dick eingehüllt sind. Daß der Gesichtsausdruck vieler Kinder mit dem ihrer Großeltern wunderbar übereinstimme, wird oft behauptet; ich kenne keinen sprechenden Beweis. Ueber die Gesetze, warum in manchen Zügen des Gesichtes das Kind Vater oder Mutter ähnelt, wissen wir noch gar Nichts. Die Beobachtungen über die aus Vermischung verschiedener Racen abstammenden Farbigen, über welche jedes geographische Handbuch Auskunft liefert, geben einige Winke, welche für Jedermann leicht herauszuahnen sind.

Die Augensterne (Regenbogenhäute, Iris) sind bei allen Neugeborenen dunkel gefärbt; sie bekommen aber bald, als wenn das Licht sie bleichte, meist schon nach wenig Wochen, eine merklich hellere Färbung. Eine tiefblaue Iris wird allmälig hellblau, grünlich oder blaugrau;

die ursprünglich braune bleibt wohl meistens braun. Das Weiße des Auges (die harte Hornhaut) hat lange, bis über sechzehn Wochen hinaus, einen blauen Schein und wird sehr allmälig, vielleicht nie ganz rein weiß.

Am meisten ändert sich die Form der Nase, welche anfangs bei allen mehr oder weniger flach und stumpf ist. Bei manchen Kindern, besonders sah ich es bei Kindern, deren Vater und Mutter vorragende Adlernasen hatten, hebt sich sehr frühe der Nasenrücken empor und spannt einen höheren Steg zwischen die Augen; bei anderen Menschen behält sie zeitlebens die Säuglingsform. Es hat mich gewundert, daß die Europäer, welche zwar nicht den Schädel ihrer Kinder flach drücken oder Ohrläppchen und Lippen derselben herabdehnen, aber doch die abstehenden Ohren dem Kopfe näher zwängen, schiefe Zähne richten, und den Fuß im Wachsthum hemmen, noch nicht darauf verfallen sind, in dieser ersten Periode,

wo sich dergleichen wohl thun ließe, der Nase durch Bandagen eine bestimmte Form für ihr Wachsthum vorzuzeichnen.

Reiche Eltern, die es aufwenden können, das Gesicht ihrer Kinder durch den geschwindesten Portraitmaler, das Sonnenlicht, in verschiedenen Altern abzeichnen zu lassen, würden daran den Wechsel der Größen- und Richtungsverhältnisse, welchen ein Menschenantlitz erleidet, klar erkennen und für sich Manches dabei erforschen können.

Der Gesichtsausdruck, die Miene des gesunden Säuglings — kränkliche sehen alle greisenhaft und grämlich aus — macht wohl auf den unparteischen Beschauer immer den Eindruck des Unfertigen, nicht Durchgeisteten, Holzbildartigen, oft auch des mürrisch in sich Zurückgezogenen. Wenige ehrliche Männer — wohl aber, vielleicht aus instinktartiger Zuneigung, viele Frauen — äußern ein wirkliches Wohlgefallen an dem Gesichte der jüngsten Säuglinge. Beim ersten

Lächeln aber, oder beim ersten Schauen gewinnt die Miene des Säuglings auch dem nicht durch Verwandtschaft eingenommenen Betrachter ein ästhetisches Wohlgefallen ab. Daß den ersten Formen und Bewegungen der Kinder eine malerisch-poetische Seite sich ablauschen lasse, hat meines Wissens kein neuerer Maler liebenswürdiger und sinniger bewiesen, als Ludwig Richter, dessen Radirungen, welche Kinderscenen darstellen, Niemand ohne freundliches Lächeln betrachten wird.

Das Ohr des Säuglings ist in den ersten Wochen noch wie verschlossen, und oft haben junge Mütter mir ihre Besorgniß geäußert, ihr Kind werde doch nicht taub sein. Nicht ängstlich! Das Ohr ist offen, fertig wie die anderen Sinnesorgane; aber die Seele ist noch ohne Sinn für die Tonwellen. Nach einigen (drei bis acht) Wochen sieht man das Kind bei plötzlichem Geräusche zusammenfahren. Da erkennt man

klar, daß jetzt auch für die wahrnehmende Seele das Hephata! gesprochen ist.

In der Mitte des ersten Vierteljahres (wie wichtig wäre es, recht viele genaue Beobachtungen über solche Lebens-Ereignisse zu haben, um deren mittlere Zeiteintritte zu bestimmen!) hört man das Kind die ersten articulirten Laute äußern. Gewöhnlich, wenn es behaglich daliegend dem Einschlafen nahe ist, fängt es an — die Mutter erschrickt ordentlich, als höre sie eine Engelstimme — Sylben zu lallen (»gären, papeln«), welche meist wie Ma, Ba, Bu, zuweilen auch Appa, Ange, Anne klingen. Zuweilen fügt es auch wohl einen durch das Vibriren der Lippen erzeugten schnurrenden Laut (wie Brrr oder Arrr) ein. Meist oder immer(?) bestehen diese ersten Sprechäußerungen aus Sylben von zwei Lauten, in welchen am häufigsten der Consonant vorangeht. Die ersten deutlich ausgesprochenen Mitlauter sind nach meiner Beob-

achtung stets solche, welche wir mittelst der Lippen erzeugen (Labial- oder Lippen-Buchstaben). Es ist gewiß nicht zufällig, daß diese Ursprache mit Lippenlauten anhebt; die beim Saugen vielfach in Thätigkeit gesetzten Lippen sind ja die ersten artikulirenden Werkzeuge. Ob dieses Lallen bei allen Kindern, auch anderer Menschenstämme, in ähnlicher Weise eintrete, ob in den einfachsten Sprachen die Urstammwörter nicht aus ähnlichen Lautsylben bestehen, scheint mir der Untersuchung wohl werth zu sein.

In der Mitte des Vierteljahres, also in der siebenten bis zehnten Woche, fängt das Kind an zu lächeln. Manche lächeln zuerst im Schlafe (»spielen mit den Engelchen,« sagt man hier und da). Bald darauf (die meisten Kinder ohne jene Traumvorboten) lächelt das Kind, wenn man dasselbe freundlich anblickt; von einem Kinde weiß ich, daß es besonders durch freundliche Anrede zum Lächeln bewegt wurde. Dabei gewinnt

das Gesicht, das bisher starr und theilnahmlos oder von Schmerzgefühl verzogen (»Jammerfrückchen«) sich zeigte, einen herzgewinnenden lieblichen Anblick. Ich sollte meinen, daß wenn das Neugeborene schon so lächelte, der leider nicht seltene Kindermord eine Unmöglichkeit für die Mutter sein müßte. Diese Erwiederung des Lächelns ist das erste Zeichen des Wahrnehmens und Zurückgebens einer Empfindung eines anderen Wesens; eine wunderbare Sympathie, welcher auch wir Erwachsenen uns nicht ganz entziehen können. Kaum der Griesgram, dem es als Narrheit erscheint, wenn Einer Etwas in der Welt mit Freuden ansieht, kann ein ihn anlächelndes Kind, wäre es auch nur im Bilde, anschauen, ohne gleichfalls zu lächeln. Dieses geheimnißvolle gewissermaßen Angestecktwerden von einem geistigen Zustande, oder doch wenigstens von der einem solchen Zustande entsprechenden Miene steht nicht ganz vereinzelt da. Wir

gähnen oft unwillkürlich, wenn wir einen Anderen gähnen sehen; wir machen instinktartig abwehrende Bewegungen, wenn wir, die wir uns ganz sicher fühlen, Jemand verunglücken sehen; reizbare Kinder und Frauen verfallen zuweilen in Krämpfe, wenn sie einen Krampfanfall Fremder sehen. Kein Thier erwiedert eine freundliche Miene seines Gleichen oder des Menschen durch entsprechende Gebärden. Die Gesichtszüge der meisten sind, außer im Zorn, starr wie Holz; das theilnahmvollste aller Thiere, der Hund, sieht sich hauptsächlich auf den Schwanz als Herzenszeiger beschränkt *). Daß die Grimassen, mit welchen die Affen die Mienen der Menschen entgegnen, nicht gleichbedeutend sind mit dem Wie-

*) Jäger und andere Hundefreunde behaupten dagegen, daß Hunde — nicht alle — allerdings zu lächeln, und sogar recht freundlich zu lächeln verstehen. S. Iwan Turghenew's Tagebuch eines Jägers (deutsch von Biedert 1854) I., S. 57.

derlächeln des Kindes, wird wohl selbst der consequenteste Anhänger der Theorie, daß der Mensch in allen Stücken ein Thier sei, kaum behaupten. In Hinsicht auf Gemüthsleben hat überhaupt der Affe kaum so viel Aehnlichkeit mit dem Menschen, als der Hund. — Durch freundliches Anblicken wird dieses Lächeln des Säuglings öfter hervorgerufen und gewinnt allmälig Einfluß auf die stehende Miene desselben. So vermag die Mutter durch liebevolles Anblicken das Gesicht ihres Kindes zur seelenvollen Schönheit umzuformen, wie der Maler ein angelegtes starres Porträt durch Uebermalen. Darum ist das Kind, wenn auch die knöcherne Grundlage seines Gesichtes ganz den Typus des Vaters trägt, gar oft der Mutter wenigstens dann ähnlich, wenn es lächelt. Vielleicht möchte dies bei schönen Müttern, welche ihr Kind auch gern schön hätten, es aber meist der Wärterin überlassen, als Motiv nicht unwirksam zu verwenden sein,

um sie zu dauernden Gesichtswahrnehmungen zu machen.

Um dieselbe Zeit beginnt der Säugling zu schauen, d. h. die Augen auf einen Gegenstand zu heften und ihn mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Ein Mädchen fixirte schon in der fünften Woche eine hängende Blumen-Amsel, und sah sich, neun Wochen alt, lächelnd im Spiegel. Der Knabe scheint dasselbe meist um einige Wochen später einzutreten. Um diese Zeit fängt also das Kind an, das Dasein einzelner Aussendinge deutlich wahrzunehmen, was Thiere, welche nicht blind geboren werden, in der ersten Stunde vermögen. Daß die Säuglinge dieses Alters jedoch vom Hintereinander der Dinge, also von dem nach allen Richtungen sich ausdehnenden Raume keine Vorstellung haben, glaube ich oben durch den Versuch mit dem Finger, den man rasch auf das Kindesauge zu bewegt, bewiesen zu haben. Das Kind sieht wahrscheinlich den

Finger nur als einen dunkeln oder farbigen Fleck im hellen Sehfelde, ohne ihn als reliefartig aus der Tafel des Bildes herausragend zu erkennen.

Gegen das Ende des ersten Vierteljahrs sieht man den Säugling öfters mit der Kinnlade Kaubewegungen machen, manchmal auch Speichel über die Lippen ergießen (»geifern«). Sicher ist dies Folge des Reizes, welchen die aus dem Zahnfleische herausbohrenden Zahnkronen und das in Folge dessen reichlicher zuströmende Blut auf die Kiefernerven ausüben.

Da ich nicht voraussetzen darf, daß die Leser alle im Besitze eines Buches über den Bau des menschlichen Körpers sind, will ich hier mit wenig Worten das Hauptsächlichste aus der Entwickelungsgeschichte der Zähne einschalten.

Das Kind bringt in seinen Kiefern die Säckchen sowohl der Milchzähne als der bleibenden Zähne mit auf die Welt. Die Kronen der Milchzähne sind sogar schon verknöchert. Aber noch

ſtecken ſie unterhalb des Zahnfleiſches, wie das Keimchen der Pflanze unter der Scholle. Sie wachſen an ihrer Wurzel, und werden dadurch mit ihren mehr und mehr verknöchernden Kronen gegen das Zahnfleiſch gepreßt, wodurch endlich darin eine Oeffnung für ſie entſteht.

Dieſer »Zahnreiz« veranlaßt gewöhnlich das Kind zuerſt zur zweckmäßigen Bewegung ſeiner Hand, zum Greifen. Schon früher umſchloß es wohl mit ſeinen Fingerchen den hineingelegten Finger der Wärterin. Jetzt lernt das Kind die Hand nach einem Ziele hinführen. Wie wir inſtinktmäßig die Hand nach der Körperſtelle führen, wo es uns juckt, ſticht oder brennt, ſo führt der Säugling von nun an ſeine Hand zum Munde, und beißt darauf, um den kitzelnden Schmerz zu beſchwichtigen.

Dadurch muß allmälig in der Seele des Kindes das Bewußtſein erzeugt werden, daß es Glieder habe, dieſelben bewegen könne und ſich

mit der Hand bei gewissen Schmerzgefühlen zu helfen vermöge. Es macht den ersten Schritt zur Selbstkenntniß.

Bald faßt auch das Kind einen dargebotenen Finger der Wärterin, um ihn zum Munde zu führen und darauf zu kauen. Dadurch ist ihm der Weg eröffnet, durch seinen Arm Außendinge zu bewegen, und so thätig einzugreifen in die Außenwelt, zu handeln. Zugleich muß es dabei den Unterschied wahrnehmen, daß es dann nicht auf seinen eigenen Finger kaut, sondern auf einen fremden Körper, der in keinem Empfindungszusammenhange mit dem eigenen Wesen steht. Auch zu diesem Bewußtsein und diesen Fähigkeiten gelangt das Kind durch eine schmerzliche Empfindung. Scheint doch der Schmerz überhaupt Hauptlehrer des Menschen sein zu sollen.

An der Grenze dieses ersten Lebensabschnittes sehen wir den Säugling auf folgender Stufe:

Er ist öfter und länger wach; kann

Augäpfel und Hände einigermaßen zweckmäßig bewegen: er schaut, horcht aber noch nicht (frühreife Kinder vielleicht auch jetzt schon; wenigstens soll ein acht Wochen altes Mädchen seiner Mutter Stimme erkannt haben); hat aufdämmernde Ahnungen vom Dasein der Außenwelt außer der Mutterbrust und von dem seiner Arme; zeigt das erste Mitgefühl und begeht den ersten Irrthum.

Alles Fähigkeiten, welche auch die höheren Thiere in ihrer frühesten Jugend, manche sogar in höherem Grade besitzen. Der Nachahmungstrieb ist noch sehr schwach oder schlummert noch ganz. Nur die geheimnißvolle Sympathie mit dem freundlichen Menschenantlitz kündigt an, daß das hülflose, geistigarme Wesen eine höhere Stufe auf der Stufenleiter der lebendigen Geschöpfe erklimmen werde. Das Mitgefühl ist die am frühesten sich äußernde, und wohl auch eine der

herrlichsten Eigenschaften des Menschen, in welcher kein Thier an ihn hinaufreicht. Kranke Thiere werden von ihren Geschwistern entweder gleichgiltig außer Acht gelassen, oder gar wirklich angefeindet. Man denke an kranke Hühner! Nur der Mensch pflegt seine kranken Brüder, das Thier, z. B. der Affe, höchstens seine kranken Säuglinge. Und wenn das Christenthum weiter Nichts bewirkt hätte, als dieses Mitgefühl, diesen Samaritergeist zu wecken, zu pflegen und zu läutern, so wäre es schon dadurch das bedeutendste Ereigniß der Weltgeschichte.

Zweiter Abschnitt.

Vom Lächeln bis zum Sitzenlernen.

Diese Periode umfaßt bei den meisten Kindern das ganze zweite Vierteljahr. Indessen schwanken die Grenzen derselben und noch mehr die der folgenden, zwischen ziemlich entfernten Extremen. Ueber die Ursachen der früheren oder späteren Entfaltung der Geisteskuospen bei einzelnen Kindern wissen wir noch gar Nichts. Natürlich, da man sich noch nicht einmal bemüht hat, die so leicht auszuführenden statistischen Vorarbeiten zu veranstalten. Die Statistik hat in

neuerer Zeit Ungemeines geleistet. Sie weist nach, wie viel Pfund Fleisch ein Mensch durchschnittlich verzehrt in England oder in Preußen, wie lange er durchschnittlich lebt hier oder dort, ja sogar berechnet sie zuvor, wie viel Verbrechen hier oder dort begangen werden mögen. Wenn sie doch ihr forschendes Auge auch einmal der Entwickelung des Menschen schenkte!

Ziemlich sicher scheint mir die Annahme, daß Mädchen sich rascher entwickeln als Knaben. Meine eigene, freilich nicht sehr umfassende Beobachtung bestätigte in jedem Falle diesen Ammenglauben. Sowie der Geist des Mädchens in der Säuglingszeit rascher aufblüht, so auch in der Pubertätsperiode. Würde diese Annahme durch eine ausgedehnte Beobachtung bestätigt, so stimmte sie vollkommen mit dem vermuteten allgemeinen Gesetze, daß eine Entwickelung anfangs um so langsamer fortschreite, zu je höherem Ziele sie führt. Denn das können wir doch — bei

aller Ehrfurcht für die Frauen und bei aller Furcht vor emancipirten Damen — nicht umhin zu gestehen, daß die Geistesentwickelung des Mannes weiter führt als die der Frau, da alle großen Thaten der Culturgeschichte, alle Entdeckung großer Wahrheiten, jede Aufstellung neuer Kunst- und Lebensformen bisher den Männern vorbehalten geblieben sind und wohl auch bleiben werden. Ueberdies lesen wir von manchen genialen Männern, daß ihre Entwickelung in den Schuljahren — denn der früheren Kindheit wird meist von den Biographen gar nicht Erwähnung gethan — langsamer ging, als diejenige ihrer Mitschüler.

Außer der Frage nach dem Einflusse des Geschlechtes sind noch manche andere interessante Fragen zu beantworten. Dahin gehört z. B. die, ob der Ammenglaube begründet ist, daß ein körperlich kräftiges, feistes („starkes“) Kind sich geistig langsamer entwickele, als ein zarteres,

mageres? Hat die Art der Ernährung und der Umgebung entschiedenen Einfluß? Ist nicht selbst die Jahreszeit, in welche die Perioden der entscheidendsten Entwickelungsprocesse fallen, von gewisser Einwirkung? Wie weit beschleunigt die Erziehung die wesentlichen Fortschritte?

Alle diese Fragen müßten sich durch planmäßige statistische Nachforschungen beantworten lassen, wenn sich ein wissenschaftlicher Verein dieses Zweiges der Naturforschung annehmen wollte, und nicht wie bisher die Beobachtung so wichtiger Vorgänge immer nur der gelegentlichen Aufmerksamkeit von Kinderwärterinnen überlassen bliebe.

Nach diesen Vorbemerkungen wende ich mich zu der kurzen pragmatischen Aufzählung der wichtigsten neuen Ereignisse des Säuglingslebens und gebe, da mir nicht genug Beobachtungen vorliegen, um das Mittel zu berechnen, den Eintritt derselben nach den Terminen, wie sie bei

meinem sich ziemlich langsam entwickelnden Knaben sich einstellten. Ich bezeichne ihn der Kürze wegen mit A.

A. griff, neunzehn Wochen alt, zuerst nach Gegenständen mit deutlichem Verlangen, sie zu haben. Ein Mädchen soll schon mit neun Wochen nach einem hangenden Klapperchen gereicht haben. A. langte zuerst nach einem mit Elfenbein umrandeten Schlüsselloche, dann nach einem hangenden Schlüssel und war anscheinend nicht wenig überrascht, als dieser seiner Hand auswich und baumelte. Oft greift das Kind anfangs fehl, besonders oft zu kurz. Zeigt es doch durch sein bekanntes Greifen nach dem Monde, daß es von der Entfernung noch keine Vorstellung hat. Es gewinnt diese ja erst durch Greifen, durch das Fehlschlagen der Versuche, gewisse Gegenstände zu »erreichen«, während andere leicht sich erfassen lassen. Man könnte sagen, das Kind mißt mit seinem Arme die Welt aus.

Zu gleicher Zeit beobachtete A. (jenes Mädchen angeblich schon in der fünften Woche) mit ernsthaftester Aufmerksamkeit das sich bewegende Pendel einer Uhr, und bald darauf verfolgte er auch den Löffel auf seinem Wege vom Teller zum Munde und umgekehrt, mit gespannten Mienen.

Dies ist ein äußerst wichtiges Ereigniß, das erste Bewußtwerden der Bewegung. Zwar könnte das Kind auch beim Geschaukeltwerden in der Wiege, oder beim Getragenwerden im Mantel diese Vorstellung sich aneignen; aber diese Bewegungen sind viel weniger leicht verständlich, weil sie nicht so gleichmäßig und einfach sind.

Wie mag nun aus der Beobachtung des Pendels die Vorstellung der Bewegung hervorgehen? Wohl auf folgende Weise, nur natürlich nicht, in regelrechter Schlußkette, nicht einmal in klaren Begriffen. Um die glänzende Linse des Pendels

immer zu sehen, mußt du deine Augen bewegen, sie bald rechts, bald links wenden. Ist die an den verschiedenen Orten gesehene Linse auch eine und dieselbe? könnte hier ein kleiner Skeptiker einwerfen, und sich erst über die Einerleiheit durch genaue Betrachtung der Form beider Sehbilder überzeugen müssen. Also muß jener Körper seinen Ort verändern; denn es giebt andere Gegenstände in der Nähe der Linse, zu deren Betrachtung du die Augen ruhig und stet zu halten hast. Wenn deine Augen rechts gerichtet sind, kannst du nicht zugleich links sehen; also kann auch jener Körper nicht zugleich links und rechts sein, er muß nach einander bald da, bald dort sich befinden. So gesellt sich zur Vorstellung des Ortes nothwendig gleichzeitig die der Zeit.

Obgleich der Säugling sich dieser ungemein schwierigen Vorstellungen oder Anschauungen eben so wenig, wohl noch weniger klar bewußt ist, als

wir philosophischen Laien — sollen ja doch die Philosophen selbst einander darin oft Unklarheiten und Mängel vorrücken —, so verdient doch, ihr Eltern, euer kleiner Galilei, daß Ihr ihn dabei aufmerksam betrachtet und versucht, Euch in seine forschende Seele zu versetzen. Er steht auf dem Punkte, wo ihn die Außenwelt zur Seelenthätigkeit, so dämmerig sie auch sein mag, nöthigt; der winzige Oedipus steht vor der Sphinx, deren mancherlei, unendlich schwierige Räthsel wir Alle, unbewußter Weise, mit unbekannten Mitteln gelöst haben oder gelöst zu haben glauben; vor einer Sphinx, welcher der zu solchem Waidmannswerk geschulte Philosoph wohl methodischer und zierlicher, aber kaum leichter und sicherer den Genickfang giebt. Wer die interessanten Weisen des Verfahrens, wie die Philosophen diese Sphinx erst in ein Garn locken und dann umbringen, kennen lernen will, dem verspreche ich, wenn er sich nicht scheut, sich in ein etwas schwieriges

Jägerlatein hineinzufinden, aus dem Lesen von Kant großes Vergnügen.

Mit dem dritten Vierteljahre schien mein kleiner Philosoph schon mit den Problemen von Ort, Zeit und Bewegung im Reinen zu sein, wenigstens so weit, daß er auf der philosophischen Höhe stand, es nicht mehr anzustaunen. Er freute sich wohl noch, wenn er Körper rütteln und rollen konnte, liebte auch laufende Thiere und fliegende Vögel zu beschauen, aber mit dem Verständniß des Pendels glaubte er fix und fertig zu sein.

So geschieht es uns Nichtphilosophen mit gar vielen Erscheinungen. Wir stutzen bei der ersten Wahrnehmung derselben, wie wenn ein Bauer die Locomotive zum ersten Male über seinen Acker brausen sieht; wir staunen sie öfter an, zausen und zerren mit den Zähnen unseres Geistes ein bischen daran herum, gewöhnen uns dabei an das uns anfangs fremdartig und wun-

derbar Erscheinende, und halten es, weil wir stumpf und denkmüde geworden, für begriffen und in bester Ordnung. »O der Dampfwagen,« denkt der Bauer, »das ist nun weiter auch nichts ganz Apartes, denn ich sehe ihn alle Tage. Er bewegt sich, weil das Feuer drin brennt!« Und damit hat es für ihn sein Bewenden.

Obgleich die meisten Thiere diese Grundvorstellungen des Geistes von Raum und Bewegung mit auf die Welt bringen, so lieben doch manche junge Thiere, da Ueberflüssiges nicht schadet, darüber mit Experimenten verbundene Untersuchungen anzustellen. Der junge Hund sieht mit gespanntem Auge einem pendelartig schwingenden Körper zu. Jedermann kennt das Lauschen und zierliche Spielen junger Katzen, denen man ein Knaul oder eine Hasenpfote an einem Faden vorhängt. Durch sein sicheres Greifen nach dem schwingenden Körper zeigt dieses Thier aber schon ein Verständniß der Bewegung, ja bald auch eine

so genaue Schätzung ihrer Geschwindigkeit, daß es darin die meisten dreijährigen Kinder übertrifft.

Aus Theilnahme für die kleinen philosophischen Studenten will ich beiläufig die Bitte hinzufügen, dem Kinde dieses Alters nicht etwa eine durch die Ofenwärme bewegte sogenannte papierene »Ofenschlange« als Veranschaulichungs-Lehrmittel vorzuführen, wie ich es in einigen Kinderstuben fand. Nicht nur ist das Verständniß dieser Bewegung schwer, sondern auch sinnlich angreifend, selbst Schwindel erregend.

Während der Säugling der ersten Periode nichts antastet, als zuweilen die Mutterbrust, den einzigen Gegenstand der Außenwelt, dessen Dasein er durch vier Sinne so früh constatirt, — so greift nunmehr das Kind nach Allem, faßt Alles (und wie die Sprache zeigt, ist »fassen und begreifen« nicht bloß Bezeichnung der körperlichen That, mit dem Anfassen faßt es auf, mit dem Zugreifen begreift es stets etwas im Geiste), es

schüttelt und zerrt daran stundenlang, mit augenscheinlicher Freude. Es ist die Freude des thätigen Forschers, welcher eine neue Bahn des Strebens sich eröffnet hat.

Im Hervorbringen artikulirter Laute dagegen zeigt sich in dieser Periode kein auffallender Fortschritt; zuweilen unterbleibt das »Gären« wohl auch gänzlich auf mehrere Wochen (vielleicht in Folge gestörter Zahnung; doch wage ich darüber keine bestimmte Behauptung). Dagegen bemerkte ich in der dreiundzwanzigsten Woche bei A. zum ersten Male die eigenthümlichen, fast dem Krähen vergleichbaren Jubellaute, welche ich bei allen gesunden Kindern, bei manchen beträchtlich früher, wahrgenommen hatte. Unter Strampeln, Zappeln und Gestikulationen stößt das Kind jene Laute aus, die mich manchmal an das jubelnde Jolen der Hirten und Studenten erinnern. Das ist ein ganz anderer Gebrauch der Lunge und des Kehlkopfes, als in der ersten Lebenszeit, wo nur

kläglich wimmernde oder schläfrig lallende Laute daraus zum Vorschein kamen. Das klingt wie der erste Versuch der jungen Vögel zu jubiliren, es tönt wie das übermüthig machende Gefühl schwellender Kraft und Freiheit. Besonders, wenn man Abends bei Licht das Kind, ihm den Rücken unterstützend, auf den Tisch setzt, wird es munter und lebendig, zappelt und schlägt, kräht und »krölt«.

Besondere Freude scheint dem Kinde jetzt das Zerknüllen und Zerknittern von Papier zu machen. Es zerrt gern daran, ballt es in der Hand, als freue es sich, daß es Kraft genug in der kleinen Faust fühle, um Dinge in ihrer Form zu verändern, oder es scheuert damit den Tisch mit der Scheuerlust einer Holländerin. Auch faßt es schon eine Peitsche und schwingt sie hin und her; nimmt sie aber noch gar ungeschickt in die volle Faust oder wie es eben trifft. Der eigenthümliche, ihrem kunstreichen Baue gemäße Gebrauch der

Hand als Zange wird erst später begriffen und geübt.

Während im vorigen Vierteljahre schon der Säugling das Lächeln der Wärterin oder Mutter erwiederte, welches Wiederstrahlen fremder Gefühle immer deutlicher und häufiger wird, fing mein A. in der siebenundzwanzigsten Woche an zu lächeln, wenn man ihm sein Bild im Spiegel zeigte. Das öfter erwähnte Mädchen soll schon in seiner zehnten Woche sein Spiegelbild angelächelt haben, und lachte, sechzehn Wochen alt, stets laut auf, wenn ihm sein Vater einen schnurrigen, übrigens bedeutungslosen Laut zurief.

Läßt sich dieses Anlächeln des Spiegelbildes anders erklären, denn als Ausdruck der Freude über ein Gesichtsobject? Es ist nicht ein meinungsloses Muskelspiel, wie das Lächeln ganz junger Säuglinge im Schlafe, was oft von Magensäure herrühren soll, worüber ich mich indessen jeder Bestimmung enthalte; auch ist es

nicht instinktartige Nachahmung, da ja das Gesicht des Kindes vor dem Hineinblicken und beim ersten Erblicken des Spiegelbildes in ruhiger affektloser Fassung war.

Wir beobachten also in diesem Lächeln die erste Aeußerung des Wohlgefallens an einer klaren und deutlichen Sinneswahrnehmung, und zwar erweckt der nunmehr in vollkommenere Thätigkeit getretene Gesichtssinn lebhaftere angenehme Eindrücke, als selbst der bei dem Kinde so vorwaltende Geschmackssinn. Noch äußert das Kind über Wohlgeschmack keine Freude.

Was macht aber wol diesen Eindruck auf die Sehnerven zu einem so angenehmen? Doch wohl nur die, wenn auch sehr unklare, Vorstellung von der Nähe eines gleichartigen, verwandten Wesens. Manche Kinder, denen man aus abergläubischer Besorgniß, daß sie eitel werden möchten, ihr Spiegelbild nicht zeigt, lächeln allerdings zuweilen, wohl schon früher, einen todten Gegen-

ſtand, eine Quaſte u. dergl. an. Aber nie lächeln die Säuglinge häufiger und regelmäßiger, als beim Betrachten ihres Spiegelbildes oder anderer Menſchengeſichter, beſonders kindlicher. Es iſt alſo die erſte lebhafte Aeußerung des Geſelligkeitstriebes, der auch in vielen jungen und nicht wenigen ewachſenen Thieren ſo mächtig waltet. Wer hat nicht ſchon mit Luſt beobachtet, wie das einſam erzogene Kätzchen ſich ſogleich dem Beſuchkätzchen nähert, um mit ihm zu ſpielen? Ueber ihr Spiegelbild zeigen aber nicht viele Thiere Verwunderung oder Freude. Der Affe grinſt es an, Hunde ſah ich bellend drauf los gehen, Lachtauben davor ruckſen und Bücklinge machen.

Woran lernt aber das Kind, freilich erſt nach vielen Beobachtungen, daß es ſein eigenes Selbſt im Spiegel erblickt? Wohl nur durch die Erinnerung, daß das jetzige Bild dem früher geſehenen vollkommen gleicht, und ſtets daſſelbe thut,

wie das abgespiegelte Original. Unsere Kinder wissen schon im dritten oder vierten Jahre, daß nicht eine wirkliche Person hinter dem Spiegel steckt, wovon sich Wilde, und wenn sie sechzig Jahre alt sind, beim ersten Anblicke schwer überzeugen sollen.

Eine Hauptquelle des Vergnügens bei Betrachtung des Spiegelbildes scheint ferner darin zu liegen, daß das Kind wähnt, mit seinem Willen auch die ganz entsprechenden Bewegungen in einem anderen gleichartigen Wesen hervorzubringen, oder gar ein solches anderes Ich zu finden, welches freiwillig seine Affekte theilt, einen gleichgestimmten Freund. Ich sah einst eine Lachtaube minutenlang sich vor einem Spiegel verbeugen und ruckseln, ohne daß sie unter dieser Zeit auf die unter dem Ofen ihrer harrende Gefährtin achtete.

Außer den ebengenannten häufen sich nunmehr die Beweise, daß das Kind wirklich einzelne

Formen klar sieht, sich einprägt und mit früher erblickten vergleicht. Bringt man einen Säugling dieses Alters in ein anderes Zimmer, so staunt er die anders gefärbte Wand und die verschieden geformten Gegenstände, besonders die hellen, blanken Dinge, mit großen Augen an und läßt neugierig seine Blicke umherschweifen.

Sicher hat er dabei die Erinnerung an das früher gesehene Zimmer in seinem Bewußtsein, und vergleicht das Gewohnte mit dem Neuen. Denn in die gewohnte Kinderstube zurückgebracht, zeigt er kein solch staunendes Forschen.

Mit der dreißigsten Woche kannte A. bereits sicher drei Personen, seine Eltern und die Wärterin. Er weigerte sich, die Saugflasche von seiner Mutter zu nehmen, da er bei deren Anblick wahrscheinlich sich der Brust erinnerte, nahm sie aber ohne Zögern aus der Hand der Wärterin. Das oft erwähnte Mädchen soll schon in der

achten Woche seine Abneigung gegen die neue Magd durch Weinen ausgedrückt haben, so oft diese nur sich anschickte, das Kind auf den Arm zu nehmen; es weinte auch in jenem Alter schon, wenn Fremde es anredeten. Den Vater blickte A. im zweiten Vierteljahre freundlich oder gleichgiltig an, wie etwas Altbekanntes, während er Fremde anstaunte oder ängstlich und selbst mit einer Jammermiene ansah. Also auch hier wieder deutliche Erinnerung an frühere Gesichtsempfindungen und Vergleichen der neuen mit den vergangenen! Dies ist aber noch immer keine geistige Thätigkeit, welche wir nicht auch bei jedem höheren und selbst bei vielen niederen Thieren wahrnähmen.

Dem Monde, wie allen hellen, glänzenden Gegenständen schenken wol alle Kinder früh Theilnahme; nicht alle aber greifen danach. Der Knabe A staunte, am Tage über die Gasse getragen, stets hinauf nach den hangenden, keines-

wegs durch Glanz reizenden Laternen. Ueberhaupt glaube ich bemerkt zu haben, daß kein Thier, außer den fliegenden und kletternden, so viel aufwärts schaut, als der Säugling.

Das Ohr zeigt in seiner Thätigkeit noch keinen weiteren Fortschritt, als den, daß es — in manchen Fällen wenigstens — schon die Stimmen zweier Personen deutlich auffaßt, so daß die Seele dieselben unterscheidet, und daß manche Säuglinge dieses Alters schon ihr Köpfchen nach dem Sprechenden richten.

Während nun Arme und Sinne sich bis zu dem beschriebenen Grade ausbilden, hat auch der Rumpf eine bedeutende Fähigkeit erlangt. Die Nackenmuskeln haben den früher bei aufrechtem Getragenwerden des Kindes nach vorn knickenden Kopf tragen gelernt und das Kind fängt an, nachdem man es öfter durch Unterstützung des Rückens durch Menschenhände vorgeübt, allein zu sitzen. Meist geschieht dies in der siebzehnten bis

sechsundzwanzigsten Woche. Es nimmt also die Stellung eines aus dem Schlafe Erwachenden an, der aber, noch nicht ganz ermuntert, öfter den Schwerpunkt verliert und umsinkt.

Aber schon gewannen auch die Beine einige Standkraft. Das Kind (18. bis 26. Woche) steht, wenn man ihm »unter die Arme greift«, sehr gern und hebt dabei gar bald an, in der Weise schnellend sich zu bewegen, daß es die Kniee rasch beugt und streckt.

Hiermit begrenze ich die zweite Periode. Vergleichen wir das so weit gediehene Kind mit dem einvierteljährigen, so ergiebt sich als der hauptsächlichste Zuwachs:

Emporarbeiten zum Sitzen, Beginn des Hörens, deutliches Schauen der Außenwelt. Wollte man die Kinder je nach den »Haupterrungenschaften« der verschiedenen Lebensperioden mit besonderen Ehrentiteln belegen, so würde ich für das in der ersten Periode

stehende den Namen »Lächling«, für das in der zweiten Periode befindliche Kind den Namen »Sehling« vorschlagen, wenn nicht diese, nach Analogie von Säugling gebildeten, wie alle neuen Wörter, etwas Komisches hätten. Außerdem fangen folgende Geistesknospen an zu treiben: das Unterscheiden, also auch Vergleichen des früher Gesehenen und Gehörten mit den neuen Eindrücken; die Ahnung der Vorstellungen: Entfernung, Raum, Bewegung und Zeit. In gemüthlicher Hinsicht trat zur Aeußerung des Wehgefühles, welche schon in der ersten Lebensstunde sich zeigt, die Aeußerung der Freude hinzu. Sonst noch: die Anfänge des Greifens und willkürlichen Tastens.

Noch ist keine Stufe erstiegen, welche nicht auch im Wesentlichen von Thieren, und zwar, wenn nicht immer, doch meist in kürzerer Zeit erklommen würde. Dies Bewußtsein ist gut,

um uns nicht zu überheben, und doch ist es nicht fähig, uns niederzuschlagen. Und wäre es auch wirklich so, es ist nothwendig, weil eine nüchterne Beobachtung es aufdrängt.

Dritter Abschnitt.

Bis zum Laufenlernen.

In diesem dritten Zeitraume wird das Kind, bei naturgemäßer Pflege und regelmäßigen Verhältnissen, allmälig gewöhnt, außer der Muttermilch auch Speisen zu genießen. Dadurch wird wieder eine Abhängigkeitsfessel, welche das Kind an die Mutter band, gelockert und endlich ganz abgestreift. Das Kind bedarf hinfort nicht mehr der mütterlichen Vorverdauung, sondern der bisherige Säugling nimmt nun selbst Speise zu sich und verwandelt sie durch eigene

Verdauung in Bildungssaft. Dieser Zeitraum ist recht eigentlich der der Emancipation des Kindes.

Bei jeder neuen Speise, welche ihm gereicht wird, macht das Kind zuerst eine Miene, als sehe es sich in seiner Erwartung getäuscht, und finde die neue Kost, im Vergleich mit der Muttermilch, nicht eben preiswürdig. Auch die Miene aufmerksam kostender Erwachsener hat meist ein saures oder getäuschtes Ansehen, als mache das Vergleichen des gegenwärtigen Geschmackes mit früher empfundenen Mühe, oder als finde man mit Unwillen eine Unähnlichkeit des jetzigen zu prüfenden Geschmackes mit dem auch bei dem feinsten »Weinkoster« so dumpf und namenlos unbeschreiblichen Erinnerungseindrucke.

Manche Kinder zeigen bei diesen Eßversuchen sogleich eine entschiedene Abneigung gegen gewisse Geschmäcke. Bei keinem Sinne finden wir, auch bei dem Erwachsenen, so viel

sonderbare, anscheinend unmotivirte Wohlgefallen und Mißfallen. Der Eine nagt gern an knorpligen Bratentheilen, dem Anderen überläuft beim bloßen Aussprechen des Wortes Knorpel ein Schauer, u. s. w. Aber weder für die »Idiosynkrasien« des Kindes, noch für die des Erwachsenen haben wir eine auch nur leidliche Erklärung. Wenn das Kind eine Speise, welche es bisher unweigerlich oder sogar gern genossen hat, auf einmal verschmäht, so rührt dies sicher davon her, daß es sich daran geekelt oder unwohl gegessen hatte. Bei Thieren werden solche Absonderlichkeiten des individuellen Geschmackes kaum vorkommen.

Besonders saure Gesichter machen die Kinder bei dem ersten Genusse von Früchten, ja sie verschmähen zuweilen anfangs eine Obstart, welche sie später allen anderen vorziehen. Namentlich der aromatische Geschmack von Erdbeeren und Himbeeren scheint die kleine Zunge keineswegs

angenehm zu überraschen; Birnen dagegen werden meist sogleich für gut befunden. Auch das Brot, die allgemeine Hauptspeise, lieben fast alle Kinder sehr frühe, sowie auch meist gern Wasser getrunken wird.

Endlich kommt die Zeit, wo das Kind sich der harten Probe des Entwöhnens (»Gewöhnen« sagt man in Thüringen) unterziehen muß. Bei den meisten geschieht es, wenn sie dreiviertel Jahr alt sind.

Das Gewöhnen ist, wie namentlich der Raucher weiß, in allen Dingen leichter als das Entwöhnen. So wird auch dem Kinde das Gewöhnen an die Speisen neben der Muttermilch ungleich leichter, als das völlige Entbehrenlernen der letzteren. Ganz natürlich. Dort der Reiz der Neuheit, welcher selbst den anfangs unwilligen Geschmack aussöhnt, verbunden mit dem stolzen Gefühle, den Erwachsenen nachahmen zu können, also eine Bereicherung: hier das Ent-

behren eines altgewohnten, angenehmen Sinneseindruckes, also eine Beraubung.

Die Entwöhnung macht auf das Kind etwa einen Eindruck, wie die Auswanderung über das Meer für einen halbwegs feinfühlenden Erwachsenen. Bei vielen naiven thüringer Auswanderern entsteht das Heimweh zugestandenermaßen hauptsächlich durch die Entbehrung des heimischen Bieres und der Klöße.

Die Kinder zeigen bei dieser Gelegenheit schon ebenso große individuelle Verschiedenheiten, wie Erwachsene in ähnlichen Fällen. Manche wimmern oder schreien ganze Nächte hindurch, wenn sie auch Tags über durch Sinneseindrücke zerstreut waren, d. h. wenn auf der Wage das Bewußtsein zur Tageszeit die Schale, welche von Auge und Ohr mit Eindrücken gefüllt wird, diejenige, auf welche Geschmacksempfindungen gelegt werden, so überwog, daß das Zünglein der Wage, das Bewußtsein, immer nach der Seite

der ersteren Schale ausschlug. Andere dagegen fügen sich sehr leicht dem harten Gebote des Lebens: »Entbehren sollst Du, mußt entbehren!« und zeigen seltner und undeutlicher, daß sie Etwas vermissen. Da bei Säuglingen nicht, wie bei Erwachsenen, der Wille ins Spiel kommt, welcher durch die Wucht einer Idee nicht nur Entbehrung und Schmerz nicht fühlen läßt, sondern sogar zur Ueberwindung des mächtigsten aller Triebe, des Triebes zur Lebenserhaltung, befähigt: so kann dies verschiedene Benehmen der Säuglinge nur von dem Grade der Feinfühligkeit der Zunge, oder (und dies ist vielleicht nur Folge von jenem) von den schwächeren Erinnerungsspuren herrühren, welche der Geschmack der Muttermilch im Gedächtniß hinterlassen hat.

Daß man, um das unangenehme Gefühl der Entbehrung nicht aufkommen zu lassen und es zu verscheuchen, der Seele eine lebhaft gefärbte angenehme Vorstellung zuführen müsse, wissen

die Kinderwärterinnen recht wohl. Sie suchen daher das Kind durch allerlei Augenweide und durch muntere, lärmende Spiele »auf andere Gedanken zu bringen«. Ebenso richtig verfahren die Mütter, wenn sie in diesen Tagen die Nähe ihres Kindes so viel als möglich meiden; denn durch den bloßen Anblick der Mutter, ja vielleicht sogar durch den bloßen Geruch derselben (an welchem Nachts das Kind die Mutter zu erkennen scheint) wird die verwandte Vorstellung des Saugens an ihrer Brust, welche ja eben zu Nichts verdunsten soll, wieder verdichtet und merklich.

Vielleicht trägt auch das instinktmäßige Bedürfniß des Magens nach derberer Kost dazu bei, den Uebergang zu erleichtern. Daß auch die saugenden Thiere, sogar solche, welche sich nicht eben durch treues Gedächtniß auszeichnen, sich nicht leichter entwöhnen, sieht man häufig an Lämmern, welche noch lange jede Gelegenheit be-

nutzen, am Euter auch fremder Mutterschafe zu saugen, bis sie durch die unsanften Fußtritte dieser letzteren von dem verbotenen Genusse sich abschrecken lassen.

Viele Kinder sind während der ersten Tage nach dem Entwöhnen auffallend mißgelaunt, zum Beweise, von wie großem Einflusse Diätveränderungen auch auf die geistige Stimmung schon des Kindes sind. Der Erwachsene, welcher sich einen gewohnten Sinnesgenuß, z. B. den Kaffee, abgewöhnt hat, wird sich des dumpfen Gefühls der Entbehrung, des aschgrauen Mangels eines Etwas und der nebelartig ihn umhüllenden Mißstimmung wohl erinnern, über welche freilich der Wunderglaube eines für Wasserheilung Begeisterten oder der religiöse Schwung eines Mäßigkeitsgelübdes leichter hinweghelfen.

In der Kunst der Bewegung seiner Gliedmaßen macht das Kind jetzt viel raschere Fortschritte, als früher. Es rückt in einer Woche

weiter fort, als sonst in einem Monate. Dennoch geht es damit bei demselben noch immer ungleich langsamer, als bei den Thieren. Der kleine Mensch concentrirt zunächst Sinn und Kraft darauf, die Gliedmaße auszubilden, welche den Menschen auszeichnet, die Hand. Nur die Affen unter allen Thieren haben bekanntlich Hände, und zwar vier, an welchen sie, wie der Mensch an der seinigen, den frei beweglichen Daumen, welchen die Griechen bezeichnend die »Gegenhand« nannten, den übrigen Fingern entgegenführen (»opponiren«) können, um so wie mit einer Zange anzufassen. Junge Aeffchen fassen aber gleich in der ersten Woche sehr geschickt zu, obgleich ihr Greifwerkzeug keineswegs mehr ausgebildet ist, als das des Kindes. Es kann also die verschiedene Dauer der Lehrzeit beim Kinde und bei dem Affen nur aus der bei dem ersteren langsamer erfolgenden Entwickelung des Gehirnes erklärt werden. Noch sind uns aber die Anatomen

den genaueren Nachweis dieser Entwickelungsstufen des menschlichen Gehirns schuldig. Freilich ist auch ihre Beobachtung unendlich schwierig.

Das Kind greift von nun an immer eifriger und geschickter; es faßt nach allen, zerrt an allen Gegenständen. Dabei lernt es sehr allmälig den richtigen Gebrauch des Daumens, welchen der Affe instinktmäßig gleich richtig bewegt. Gern spielt das Kind mit Gegenständen, welche sich in Bewegung setzen lassen, schüttelt gern einen Geldbeutel, dreht den Griff einer Kaffeemühle, zieht an dem Knopfe eines Schiebkästchens u. s. w. Besonders gern patscht auch das Kind mit seinen Händchen ins Wasser (»manscht«), wahrscheinlich, weil es sich freut, einen so gefügen Stoff zu behandeln. Deshalb lieben ältere Kinder ja so sehr, mit lockerem Sande und Thone zu handiren *).

*) Strengen Orthographen zu Liebe bemerke ich, daß ich, wegen des herrlichen Anpassens an den Begriff

Nun erstarken auch die Rückenmuskeln mehr und mehr, das Kind lernt immer sicherer allein sitzen; aber immer kauert es noch in ängstlicher, wie zusammengesunkener Haltung, ohne den Hals straff und aufrecht zu tragen. Auch in Bezug auf die Energie dieser Thätigkeit zeigt das Greisenalter Aehnlichkeit mit dem Kindesalter. Die meisten Greise stehen und sitzen gebückt, mit nach vorn nickendem Kopfe, und können nicht vertragen, sich lange steif aufrecht zu halten. Durch das Erlernen des Sitzens bekommt der ganze Körper eine bestimmte, der des Erwachsenen ähnliche Haltung. Selbst Thiere, welche sich setzen, bekommen durch diese Attitüde etwas Menschenähnliches.

Bei solchen Sitzversuchen macht denn auch das Kind die ersten Studien in einem Abschnitte der Naturlehre, über welchen es sich noch manch-

---

und der wahrscheinlichen Abstammung so und nicht nach dem gewöhnlichen Gebrauche schreibe.

mal im eigentlichen Sinne den Kopf zerbricht. Es muß seinen Körper im Sitzen so halten, daß der Schwerpunkt desselben in die Unterstützungsfläche fällt. Es darf sich nur so weit beugen und neigen, als die bekannten schiefen Thürme Italiens. Noch viel öfter muß es über dieses Naturgesetz Versuche anstellen, wenn es anfängt zu stehen und zu laufen, oder gar Bauhölzer und Kegel aufzustellen. Davon später!

Die Kunst selbstkräftig (selbstständig kann man nicht wohl sagen) zu sitzen, gewährt dem Kinde jetzt auch Gelegenheit, seine Hände freier und bequemer zu brauchen. Es fängt an, längere Zeit und geschickter zu *spielen*, d. h. die nahen Gegenstände mit der Hand zu betasten, zu bewegen, zu behandeln, zu handeln. Das erste Spiel ist die erste mit einer Art selbstbewußten Willens vollbrachte Handlung. Das Spielen der Kinder ist, wie die Betrachtung des reiferen Kindes zeigt, bald gleich dem Experimentiren des

Naturforschers, welcher der Natur dadurch Antworten auf seine Fragen entlockt, bald eine Nachahmung der Thätigkeiten erwachsener Menschen, bald — wie im Anfang meistentheils — ein gedankenloses Regen der Muskeln und Gliedmaßen.

Sowie aber das Spielen junger Katzen hauptsächlich darauf hinausgeht, Körper in Bewegung zu setzen, so ist auch das erste Spielen der Kinder vorzugsweise eine Bewegung der Dinge mit den Händen. Umgiebt man das auf dem Fußboden sitzende Kind mit Spielgeräth, so langt es eins nach dem anderen zu, betastet, bekratzt Alles, führt auch wohl Einzelnes zum Munde, um darauf zu kauen. Verwundert schaut es nach, wenn ein runder Gegenstand nach einem Stoße weiter rollt, später jauchzt es oft bei diesem Anblicke. Ist es Freude über den unerwarteten großen Erfolg der eigenen That, ist es der Wahn, jenes Ding sei lebendig? Gern hämmert das Kind mit seinen Händchen auf Tische und

Klaviertasten. Besonders lieben die Kleinen, in einem Kasten, in welchem verschiedene Gegenstände sich befinden, zu kramen und zu rumoren.

Stellt die Wärterin ein Kind dieses Alters auf ihren Schooß, während sie ihm »unter die Arme greift«, so tänzelt, hüpft und schnellt es unermüdlich, wie ein schnalzender Fisch, schnappt empor wie ein Springkäfer, knickt zusammen wie ein Taschenmesser, dreht Hals und Kopf wie ein Wendehals. Es ist derselbe queckfilberne Uebermuth der Bewegungen, welcher uns an jungen Ziegen, Lämmern und Kätzchen so gefällt.

Nunmehr bemerkt man an dem bewegungslustigen Kinde das Bestreben, sich selbst aufzurichten. Der Bewegungstrieb führt es zu der eigentlich menschlichen Attitüde, zum Stehen. Manchmal am Kleide der Wärterin, manchmal an einem Stuhle oder am Rande der Badewanne versucht es sich aufzuziehen. Wenn ihm dies unter Anspannung aller Kräfte gelungen

iſt, bricht es gewöhnlich in lauten Jubelruf aus. Wie wichtig dieſe Fähigkeit ſei, ergiebt ſich ſchon aus dem ſymboliſchen Zurufe, den man an einen von Kummer Gebeugten oder Zuſammengebrochenen ergehen läßt: richte dich auf! Sobald es gelingt, ihn »aufzurichten«, wird er aus einem bloß leidenden wieder ein thätiger Menſch.

Bald darauf verſucht der kleine Stehling, während er den Rand eines Stuhles oder Kaſtens dabei anfaßt, ſich fortzubewegen, und macht mit dieſen erſten Schrittchen den größten Fortſchritt der Welt, er tritt in das Menſchenthum. Das Weitere darüber gehört aber in den folgenden Abſchnitt.

In der geiſtigen Entwickelung graut, nach langer tiefer Dämmerung, immer heller und klarer der Tag heran.

Zunächſt vermindert ſich allmälig der Schlaf. Das Kind ſchläft zwar noch immer viel: es entſchlummert täglich 2 bis 4 Mal, und ruht dann

je eine bis zwei Stunden. Aber im Schlafen sogar zeigt sein Antlitz nicht mehr die starre, stumpfe Miene der früheren Lebensalter, es äußert durch leichte Spannung der Gebärden, oft durch klare Freundlichkeit den Zustand helleren Behagens. Es schläft viel leiser als früher und ist nach der Schlafenszeit munterer und spannkräftiger. Das liebste Geschäft ist ihm immer noch das Essen: noch ist es weit davon, über dem Spielen das Essen zu vergessen.

Aufmerksamer und lebendiger blickt nun sein Auge nach verschiedenen Richtungen und bekommt mehr und mehr einen »klugen Blick«. Das Licht liebt das Kind jetzt leidenschaftlich, und wird Abends, sobald die dämmerige Stube erhellt wird, ordentlich lustberauscht, jubelt und tanzt vor Freude. Werden nicht auch wir Erwachsenen heiterer, frischer, wenn wir aus einem dämmerigen Raume in ein hell erleuchtetes Zimmer treten? Die Pflanze entwickelt ihre Farben

nur im Lichte, und nur im Lichte kommt das Gemüth in hellgefärbte, freudige Stimmung. Das wissen gute Landschafter, welche durch die Beleuchtung eine gewisse Seelenstimmung zu erregen verstehen, recht wohl. Leider bestreben sich aber nicht alle Schriftsteller, durch helle Klarheit den Leser in jener freudigen Stimmung zu erhalten.

Das Hörorgan macht einen großen Fortschritt, das Kind lernt horchen. Das Horchen steht aber ebenso viel höher, als das Hören, wie das Schauen (looking, gucken) über dem Sehen. Man kann ein Musikstück hören, während man in ein Buch vertieft ist; aber verstehen kann man es nur durch Horchen, durch Zuhören; ebenso wie man, während man seine Aufmerksamkeit auf eine Musik wendet, den Musiker wohl sieht, aber nicht schaut. Zuerst sieht man, wie das Kind sein Gesicht nach dem in der Nähe redenden Menschen hinwendet; dann bemerkt es auch das Bellen des Hundes auf der Gasse, richtet

sein Gesicht dorthin und begehrt nach dem Fenster. Es hat sich also das Kind schon instinktmäßig gewöhnt, oder, wenn man will, durch Induction geschlossen, daß der tönende Gegenstand dort zu suchen sei, von woher der Schall das Ohr am stärksten trifft — eine Kunde, welche die Thiere, wie man an der Richtung ihres Kopfes und ihrer Ohrmuscheln erkennt, schon viel früher haben.

Auch zeigt das Kind jetzt schon deutlicher die Fähigkeit, die Schälle zu unterscheiden, also zu vergleichen, folglich auch Erinnerungsspuren von früher Gehörtem zu bewahren. Selbst ein auswählendes Wohlgefallen an gewissen Gehörsempfindungen macht sich schon kenntlich. Das Kind hört gewisse Töne gern, z. B. das Schlagen einer hellklingenden Uhrglocke, und scheint durch halb bittende, halb befehlende Laute die Fortdauer jener Töne zu verlangen. Zugleich haben sich manche Klänge der Seele offenbar tiefer eingeprägt; denn man merkt an dem Freu-

denschimmer, der sich über das Gesicht verbreitet, und am Jauchzen und Zappeln gar wohl, daß das Kind schon die Stimme der draußen rufenden Mutter, auch wohl des Vaters, erkennt. Auch die Musik scheint dem Kinde nicht mehr ein verworrenes Durcheinander von Tonwellen zu sein; es scheint darin wenigstens etwas Rhythmisches zu ahnen. Ich sah öfter dreivierteljährige Kinder beim Klange einer rauschenden Blasmusik lebhaft im Mantel hüpfen, als wollten sie den Takt durch rhythmische Bewegungen nachahmen; ein Trieb, der ja bekanntlich auch tief im Erwachsenen steckt. Wie Mancher kann nicht umhin, mit dem Kopfe nach dem Takte zu nicken oder den Fuß entsprechend zu bewegen beim Anhören eines Musikstückes mit leicht wahrnehmbaren Rhythmen.

In gemüthlicher Hinsicht wird diese Periode durch auffallend lebendige Heiterkeit charakterisirt In den früheren Zeiträumen war das

Kind meist gleichgiltig oder ernst aussehend; höchstens lächelte es still, oder lallte sich mit fast wehmüthigem Geleier in Schlaf. Nur wenige Kinder lachen in den früheren Zeitabschnitten. Doch brach das erwähnte Mädchen schon in der sechzehnten Woche in lautes Gelächter aus, wenn der Vater ihm gewisse bedeutungslose, drollige Laute vorsagte. Jetzt aber ist es bei allen Kindern anders. Sie jauchzen und jubeln, lachen laut und wie aus Herzensgrunde, und sind, besonders im Bade und bei künstlicher Beleuchtung des Abends, ausgelassen lustig, wie im Rausche. Damit steht es in Zusammenhang, daß auch Erwachsene bei künstlicher Beleuchtung sich eher zu wahrer, lauter Fröhlichkeit stimmen. Die Trinkgelage, Tänze werden bei uns stets des Abends gefeiert, am Tage stellt sich die rechte dithyrambische Stimmung viel schwerer ein.

Gesellschaft lieben wohl alle Kinder. Finden sie sich allein, so werden sie ernst und tran-

rig und fangen oft an zu weinen. Tritt dann Jemand zu ihnen, so fliegt ein heitrer Sonnenstrahl über ihre Miene, sie lächeln herzinnig, oder jauchzen aus voller Brust. Von einem Kinde seines Alters nahm A. wenig Notiz; Jedes spielte für sich, nur zuweilen, besonders wenn man sie auf einander aufmerksam machte, lächelten sie sich an. Wie anders junge Kätzchen! Wie nähern sie sich gleich, hänseln, foppen, necken, turbiren, hetzen sie sich! Das Kind scheint in den frühesten Perioden sich mehr zu älteren Personen hingezogen zu fühlen, vielleicht weil es weiß, daß ihm diese mehr geistige Handreichung leisten.

Das Lallen wird fortgesetzt und immer häufiger geübt. Zu den früheren Lauten kommen einige neue hinzu, z. B. bå, fbu, fu. Die Sylben folgen sich schneller, so daß es nun lallt: bábábá, dádádá. Endlich kommen auch häufiger Sylben, in welchen der Vokal den Mitlautern vorangeht, wie adad, eded.

Der Nachahmungstrieb stellt sich nun bei allen ein, weniger früh bei allen Knaben. Manche lassen sich indeß, bevor sie ein oder gar ein und ein viertel Jahr zurückgelegt haben, nicht herbei, ein Ammenstückchen nachzuahmen. Andere sind, wie Aeffchen, gleich dazu bereit und produciren sich zu großer Freude als »gescheute Kinder«, welche schon so jung »Täubchen winken oder Patschekuchen machen«, und dergleichen mehr. Zu dem Winken zeigen sie sich anfangs so ungeschickt, wie ein angehender Klavierspieler zum Trillerschlagen. Und doch besteht das Kunststück nur in einer gleichzeitigen Beugung aller Finger. Mehr zum Troste von Müttern, deren Kinder nicht früh nachahmen, als um den Stolz der anderen niederzuschlagen, will ich bemerken, daß das frühzeitige Nachahmen kein Beweis ist, daß das Kind auch die höheren Geistesthätigkeiten früher und kräftiger regen werde. Bei spät Nachahmenden kommt es oft, wie die Ammen sagen,

wie auf einmal. Es giebt ja auch Frühjahre, in welchen die Knospen langsamer sich öffnen. Für den Beobachter sind solche langsame, stetige Processe leichter faßlich und gewinnreicher, als die übereilten, wo sich Neues auf Neues drängt und sich kaum bewältigen läßt.

Von Geistesthätigkeiten, welche man als eine Art Denkproceß deuten könnte, bemerkte ich bei dem dreivierteljährigen A. nur folgende: Er versuchte wiederholt umsonst, sich in der Badewanne, deren Rand kaum einen Fuß hoch war, emporzuziehen. Da fiel er um und kam mit dem Kopfe unter die doppelt so hohe Handhabe der Wanne zu liegen. Gleich ergriff er diese und stand glücklich daran auf. Das möchte man als Zufall deuten. Aber, sobald das Kind wieder in die Wanne gesetzt wurde, langte es nach jener Stelle. Mußte ihm da nicht eine Erinnerungsspur in der Seele geblieben sein und wenigstens ein Dämmerschein von Gedanken: Dort geht es am besten?

Daß das Kind im Verständniß der Bewegung fortgeschritten ist, ergiebt sich aus folgender, an allen Kindern anzustellender Beobachtung. Wird das Kind im Anfange dieser Periode gefüttert, so kommt es dem Löffel mit seinem Munde entgegen. Das erwähnte Mädchen soll dies schon in der vierzehnten Woche gethan haben, wie mich die genau beobachtende Mutter versicherte. Ein solches Entgegenkommen setzt verwickeltere psychologische Vorgänge voraus, als man beim ersten Blicke vermuthet. Das Kind muß nämlich erstens wahrnehmen, daß der Löffel sich ihm nähert, also muß es dessen Bild in Zusammenhang denken mit näheren und ferneren Objekten. In dieser Anschauung hat sich das Kind bei dem Greifen geübt. Aber es muß auch gelernt haben, daß die gleichzeitige eigene Bewegung in entgegengesetzter Richtung dem Löffel früher begegnen lasse: es rechnet also gleichsam mit entgegengesetzten Größen (+ a und — a).

Kind und Thier machen derlei Wahrnehmungen, ohne bewußt zu reflektiren, ja ohne überhaupt zum eigentlichen Denken befähigt zu sein, da ein Denken ohne Sprache undenkbar ist. Wir stehen hier an einem der tiefsten Geheimnisse des geheimnißvollen Seelenlebens. Viele Handlungen, welche der später als Beurtheiler hinzutretende Verstand als zweckmäßig erkennt, werden verrichtet, ohne daß zuvor reflektirt worden war. Etwa so wie der Künstler das Schöne schafft, ohne zu seinem Strebeziele, welches ihm selbst wie im Nebel mehr oder weniger unklar vorschwebt, mit logischen Paradeschritten vorzuschreiten: dann erst kommt der Kunstkritiker, um Schritt für Schritt nachzuweisen, wie sich die Kunstidee organisirte und verkörperte. Ueberhaupt, glaube ich, darf man sich das schöpferische oder nachdenkende Denken des Erwachsenen nicht als ein im schulmäßig logischen Takte bewegendes vorstellen. Auch der ruhigst denkende Mensch, selbst wenn er über

Abstraktes nachsinnt, überspringt gar häufig Zwischenglieder und macht schulwidrige Kreuz- und Querſprünge. Es müßte auch nichts Langweiligeres geben, als ſtets in Syllogismen zu denken oder gar zu ſprechen.

Das Menſchenpflänzlein iſt, dem Obigen zufolge, am Schluſſe dieſes Zeitraumes, welcher vom Entwöhnen bis zum erſten Gehverſuche reicht, ungefähr ſo weit gediehen:

Die ſchon früher geborſtenen Knospen ſind ſämmtlich weiter entfaltet. Das Kind ſchaut aufmerkſam, hat ſeine Anſchauungen von Raum und Bewegung erweitert und geklärt und die Vorſtellung der Zeit gewonnen (es meint ſchneller zum Löffel zu kommen durch Entgegengehen). Es horcht und lernt Töne unterſcheiden. Das niederliegende Stämmlein richtet ſich empor. Es lernt nicht nur fremde, ſondern auch ſeinen eigenen

Körper von Ort zu Orte bewegen. Sein Temperament, in welchem bei verschiedenen Individuen schon bestimmtere Nüancirungen bemerkbar werden, ist lebhafter, entschieden sanguinisch geworden. Das Kind, im Allgemeinen heiter, ja lustig, geräth bei der unscheinbarsten Veranlassung in wahren Freudenrausch, springt aber auch ebenso plötzlich und ohne sanftere Uebergänge in die entgegengesetzte Stimmung über. Die geringste Ursache reicht hin, jenes Malerkunststück zu vollbringen, aus einem lachenden ein weinendes Kindergesicht zu machen. Hängt etwa dieses sanguinische Temperament, welches wir auch an den Jungen der meisten Thiere bemerken, selbst einiger von der Klasse, deren erwachsene Repräsentanten wahre Muster von Phlegma sind (man denke an Schaf und Lamm!), von der raschen Athmung und dem beschleunigten Blutumlaufe ab, welche dem ersten Lebensalter eigen sind?

Wollte man dem in dieser Periode stehenden Kinde einen bezeichnenden Titel beilegen, so würde der beste, von der am meisten und fertig geübten Thätigkeit hergeleitete, »Greifling« sein. Ich bitte für den Ausdruck, der wenigstens die Kürze für sich hat, um Nachsicht. Das Greifen ist aber so wichtig, weil es den ersten Schritt zum »Begreifen« (wie unsere sinnige Sprache das Verständniß bezeichnet) und zugleich zum Handeln darstellt.

Vierter Abschnitt.

Vom Laufen- bis zum Sprechenlernen.

In dieser wichtigen Elementarklasse sitzt das Kind, wenn es weder theilweise oder gänzlich frühreif noch spätreif ist, ungefähr vom letzten Vierteljahre des ersten bis zu den ersten drei Monaten des zweiten Lebensjahres. Es giebt Beispiele auffallender Frühreife. Ich kenne ein Kind, welches mit zweiunddreißig Wochen ganz fertig lief: es war ein schwächlich, »elend« aussehendes, zartes Knäbchen. Andere lernen erst mit achtzehn, ja vierundzwanzig Monaten gehen.

Bei Manchen (wie Vielen im Verhältniß?) kommt das Reden früher als das Gehen. Ich schildere die Entwickelungen in der Reihenfolge, wie ich sie an meinem Kinde und an einigen anderen beobachtete, ohne damit zu behaupten, daß dies der gewöhnliche Stufengang sei. — Ich beginne die Geschichte dieser Periode mit einer, sich dabei aufdrängenden, Betrachtung.

Die Weltgeschichte ist kein stetiges, geradliniges Fortschreiten nach einem Ziele. Oft läßt der Menschengeist eine energische Thätigkeit fallen, und scheint entweder ganz zu dämmern und zu schlafen, oder begiebt sich einstweilen auf eine andere Bahn, bis er auf einmal das frühere Bestreben wieder aufnehmend thatkräftig zum Ziele lossteuert.

So geschieht es jetzt in vielen Fällen bei dem Kinde. Es hatte versucht zu gehen. Nun läßt es sich herab zu kriechen. Nur wenige Greiflinge setzen die, durch gleichzeitiges Anhalten ge-

sicherten Gehversuche so lange ununterbrochen fort, bis sie es frei vermögen und »Läufinge« werden. Die meisten, als hätten sie sich eines zu Hohen vermessen, ergeben sich einer anderen Art Bewegung, entweder dem Kriechen auf allen Vieren (»Mockeln«) oder dem Rutschen; sie vergessen aber selten dabei ganz und gar, das Aufstehen und gestützte Gehen bei günstiger Gelegenheit zu üben. Bei solchen Kindern, welche frühe gleich, ohne erst zu kriechen, frei gehen, verkrümmen sich oft die Unterschenkelknochen, weil sie noch nicht genug Kalkerde enthalten, um die für die Körperlast nöthige Steifigkeit zu behaupten.

Mögen uns diese Beobachtungen zum Troste gereichen, wenn auch in unserer Zeit Wissenschaften und Anderes »umkehren« und kriechen sollten und müßten; sie werden schon wieder auf die Beine kommen, wenn diese nur stark und gehkräftig sind. Besser eine Zeitlang kriechen, als dauernd krummbeinig und hinkend! Uebrigens

will ich doch Müttern und Staatspädagogen, welche etwa aus Furcht vor der Krummbeinigkeit ihre gehlustigen Pfleglinge so lange als möglich vor der ächtmenschlichen Bewegungsweise zurückzuhalten suchen, bis sie »reif« sind, zum Troste sagen, daß das im und durch das Gehen erstarkende Kind in den allermeisten Fällen seine Schenkel ganz gut wieder gerade richtet. Nur keine Laufkarren und andere Treibhausapparate! Man lasse der Natur ihren Lauf. »Der Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges (und auch der Zeit) wohl bewußt.«

Die Beobachtung des kriechenlernenden Kindes ist recht ergötzlich. Der am Boden sitzende Greifling *langt* einmal nach einem Gegenstande, nach welchem ihn *verlangt*; er verliert dabei das Gleichgewicht und fällt vorwärts. Auch das Fallen des strebsamen Menschen führt ja oft dem Ziele näher, wenn anders der Wille nicht erlahmt. Freilich weiß nicht jeder Mensch seinen Fall so

gut zu benutzen, wie Wilhelm der Eroberer, als er beim Landen an der englischen Küste fiel.

Das fallende Kind streckt dabei die Hände vorwärts und bemerkt, daß es bloß geringen Nachschiebens bedürfe, um das Gewünschte zu erreichen. So ist der erste Theil des Sphinx-Räthsels erfüllt: das junge Wesen geht auf vier Beinen.

Bald wird es darin behänder, sicherer und beherzter, und lernt den Schwerpunkt auf drei Unterstützungspunkte auffußend behaupten, während es die vierte Gliedmaße zum Ausschreiten vorstreckt. Anfangs hebt das Kind stets nur eine Gliedmaße auf einmal auf, bald aber lernt es auch, die rechte Hand und den linken Fuß gleichzeitig zu erheben. Niemals sah ich eins im Paßgange kriechen, d. h. gleichzeitig die rechte Hand und den rechten Fuß in einem Tempo aufheben.

Zuweilen kriecht das Kind, wie ein Krebs, rückwärts, auch ohne einen Gegenstand vor sich

zu sehen, welchem es ausweichen müßte. Die häufigste Ursache dieser sonderbaren Bewegung schien mir zu sein, daß es auf den Vordersaum seines Kleides getreten war und sich dadurch gehemmt fühlte. Oder wäre diese Bewegung auch dem Menschen so natürlich, wie dem Krebse?

In wenig Wochen trabt der »Kriechling« seinen Bekannten rasch entgegen, um sich an ihnen emporzuziehen. Man kann dabei nicht umhin, an den Hund zu denken, welcher seinem Herrn entgegenläuft und an ihm aufspringt.

Beschwerlich und schwierig ist bei solchem Kriechen für das Kind das Vorsichblicken, weil ja dabei das Gesicht dem Boden zugekehrt ist. Es stößt sich aber einige Mal bei raschem Traben mit der Stirn an einen harten Gegenstand und bemüht sich von nun an, die Augen beim Kriechen mehr vor- und aufwärts zu richten, was eine nicht geringe Anstrengung der Nackenmuskeln

erfordert, welche den Kopf zu tragen haben. Dabei erweckte mir der Kriechling stets das wehmüthige Gefühl, welches ich als Kind hatte, wenn ich Thiere, besonders Vögel, so mühselig mit verbogenem Halse nach oben schauen sah, und erinnert mich an die Sinnigkeit der griechischen Bezeichnung für den Menschen: Anthropos, d. i. Aufwärts gerichtet.

Sobald das kriechende Kind auf seiner Bahn einen Gegenstand erreicht, sucht es sich daran aufzuziehen, um sich freier umzuschauen. So eignet es sich seine menschenwürdige Stellung gar allmälig und mühsam an. Dem Thiere ist es viel leichter gemacht, seinen Aeltern gleich zu werden; der Mensch aber bekommt seine Vorrechte nicht so geradezu angeerbt und geschenkt, wie der Säuglingsjunker seinen Adel und sonst auch sein Offizierpatent mit auf die Welt brachte. Die Anlagen sind ihm gegeben, dann aber ergeht an das Kind die Aufforderung: hilf dir selbst, und

benutze später das menschliche Vorrecht, den Honig früherer Geschlechter, die Kulturhinterlassenschaft vorangegangener Generationen Dir anzueignen!« Der Mensch ist ja vorzugsweise ein Erbthier.

Warum manche Kinder gar nicht kriechen, sondern nur rutschen, d. h. sich sitzend fortschieben, ohne die Beine so vom Boden zu heben, daß nur die Füße denselben berühren, scheint nicht leicht zu erklären. Mehrere Mütter erzählten mir, alle ihre Kinder haben nur »gemorckelt« (gekrochen); andere, daß einige ihrer Kinder gekrochen, andere gerutscht seien: wieder andere, daß die ihrigen beides zugleich oder zu verschiedenen Zeiten getrieben haben. Vielleicht läßt sich aus meiner Beobachtung, daß Kinder mit angeborenen Klumpfüßen nur rutschen, der Schluß ziehen, daß zum Kriechen eine größere Muskelkraft der Schenkel gehöre, als zu der anderen Bewegungsart. Rutschende Kinder schienen das Laufen stets (?) später zu erlernen, als die krie-

chenden, wenn sie auch an Rumpf und Armen fleischiger waren als die letzteren.

Gegen das Ende dieser Periode (dreiviertel bis anderthalb Jahr) sieht man das Kind, welches an einem Gegenstande sich festhaltend, dasteht, den Halt mit einer Hand aufgeben, um nach Etwas zu greifen, endlich einmal beide Hände loslassen, und frei stehen.

Dies ist ein Ereigniß von hoher Bedeutung. Sowie das Kind sich mehr und mehr von der Abhängigkeit von seiner Mutter frei macht, so emancipirt es sich jetzt von der Mutter Erde, so weit es möglich ist. Es zeigt sich als Herrn der Erde, der zur Bewegung nur zwei Gliedmaßen braucht und zwei zum Handeln (Hand) frei behält.

Das Kind ist selbst von seiner Verwegenheit überrascht, steht ängstlich mit weit gestellten Füßen, und läßt sich bald etwas unsanft nieder.

Hier trennt sich nun auch die leibliche Ent-

wicklung des Menschen von der seiner bisherigen Klassenkameraden, der vierfüßigen Thiere. Keins derselben stellt sich freiwillig und frei senkrecht auf die Hinterbeine, um längere Zeit zu stehen; keins, auch der Affe nicht, richtet sich so vollkommen lothrecht auf, wenn es nicht zugleich mit den vorderen Extremitäten sich dabei stützen kann. Auch diejenigen Thiere, welche auf den Hinterbeinen gehen lernen (sei es durch die Natur gelehrt, wie bei dem Affen, oder ein durch den Menschen angekünsteltes Kunststück, wie bei dem Hunde oder Bären), können nicht längere Zeit in lothrechter Haltung frei und ruhig stehen.

Das öfter geübte Fortschreiten, während die Hände einen festen Gegenstand erfassen, bereitet allmälig zum freien Gehen vor. Die ersten freien Schrittchen eines Kindes sind ein so interessantes Schauspiel, daß man dabei unwillkürlich den Athem zurückhält. Man sieht in dem Gesichte des freistehenden Kindes einen eigenen

Zug, als kämpfe ein kühner genialer Plan mit dem vorsichtigen Abrathen eines philisterhaften Freundes. Plötzlich wird das eine Füßchen vorwärts mehr gerückt als gehoben. Dabei wird wenigstens eine Hand als Balancirstange ausgestreckt. Zuweilen bleibt es bei einem Schrittchen, und der kleine Ikarus sinkt nieder. Manchmal aber macht das Kind, dem diese Bewegung gewiß unsicherer und schwerer vorkommt, als einem Knaben der Schlittschuhlauf oder einem Manne das Seiltanzen, gleich mehrere Schrittchen in einem weg, besonders wenn es ein Ziel nahe vor sich sieht, an welchem es einen sicheren Hafen zu finden hofft. Bricht die Mutter, während des Fortschreitens des Kindes, in einen Jubelruf aus, so sinkt das Kind gewöhnlich sogleich um. Geht es nicht öfter auch jungen Talenten ebenso, wenn beifallslustige Freunde ihre erste Leistung beklatschen?

Manche Kinder setzen nach den ersten gelun-

genen Versuchen wochenlang aus; andere halten die erworbene Kunst fest und üben sie unausgesetzt. Werden angehende Läuflinge schwer krank, so müssen sie von Neuem ihre Kunst erlernen.

Nur allmälig verliert das Gehen den ängstlichen, schwankenden Charakter, und wird zu einer leichten, keine Aufmerksamkeit mehr erfordernden Gewohnheit. Derselbe Fall tritt bei dem Erwachsenen ein, welcher eine mechanische Fertigkeit erlernt. Der angehende Klavierspieler z. B. muß immer auf seine Finger blicken, und alle Geisteskraft aufbieten, um diese ungeschickten Rekruten tempomäßig marschiren zu lassen, während der geübte Spieler nur die Noten berücksichtigt, wohl auch während des Ablesens derselben an etwas Anderes denkt und doch dabei die Finger gehörig fortlaufen läßt.

Wer sich über die vielfachen und verwickelten mechanischen Gesetze, welche beim Gehen in Frage kommen, belehren will, findet eine klassische Quelle

in dem Buche der Gebrüder Weber: Ueber den Mechanismus des Gehens. Das Gehenlernen, wie es beim Kinde geschieht, ist schwer: noch unendlich schwerer müßte es sein, wenn wir es nach einer solchen gründlichen Erklärung bewußt lernen müßten!

Die Beine erwerben sich in diesem Zeitraume ihre wichtigste und hauptsächlichste Fähigkeit. Sie bewegen den Körper so, daß der Mensch während des Bewegens die Hände frei behält zum Handeln.

Nicht viel weniger bedeutsam ist die »Errungenschaft«, welche meist (?) gleichzeitig, zuweilen auch früher, die Hände machen. Sie lernen nämlich, feste Speisen zum Munde führen. Das Kind braucht von nun an nicht stets geätzt und gefüttert zu werden; es führt mit großer Selbstzufriedenheit sein Brot selbst zu Munde.

In dieser Zeit durchbrechen auch die ersten Zähne (die Schneidezähne und zwar allermeist die unteren) das Zahnfleisch. Schon längere Zeit

hat das Kind durch Greifen nach dem Munde und durch Kauen an harten Dingen, wohl auch durch Geifern zu erkennen gegeben, daß im Munde eine Entwicklung vorgeht.

Wo aber eine solche sich vorbereitet, geht es selten ohne Schmerz ab, auch in der geistigen Welt. Wie oft wenden aber die Geschichtslenker die verkehrtesten Mittel gegen einen solchen Entwicklungsschmerz an, fast als wenn eine Amme dem Säugling gegen den Zahnreiz einen Senfteig auf die Waden legte!

Das Zahnfleisch wird an einer Stelle röther und wärmer, wulstet sich auf und endlich sieht man, wenn die Geschwulst sich gesetzt, das ersehnte weiße Spitzchen aus dem rothen Grunde hervorschimmern. Das giebt bei Erstlingskindern gewöhnlich ein Familienfest. Von nun an wird dem Kinde das Nagen und Kauen immer mehr zum Bedürfniß, weil nun ein nach dem anderen herausdrängender Zahn den kitzeln-

den schmerzlichen Reiz im Zahnfleische verdoppelt.

Beiläufig will ich erwähnen, daß die Kinderwärter manches Unwohlsein oder gar manche gefährliche Krankheit, welche von anderen Einflüssen herrühren, mit Unrecht dem Zahnen zuschreiben. Eine einigermaßen umfassende, vorurtheilsfreie Beobachtung läßt diesen Irrthum leicht erkennen. Auf ähnliche Art sind manche Historiker geneigt, den regelmäßigen Entwicklungs-Vorgängen der Menschheit, wobei gleichsam ein neues Organ des menschheitlichen Organismus hervorbricht, alle möglichen Kalamitäten in die Schuhe zu schieben, welche zufällig mit oder nach jenen Processen auftreten. Es wäre in unseren Tagen nichts Unerhörtes, wenn Einer von Katheder, Tribüne oder sonst woher dem Nationalismus die Kartoffelkrankheit aufbürdete. —

Nach dem Durchbruche einiger Zähne ändert

sich die Physiognomie des Kindes nicht unbeträchtlich. Die Kiefern werden höher, die untere Gesichtshälfte tritt in ihre Gleichberechtigung mit der oberen, der Ausdruck wird fester und entschiedener.

Während dieser Fortschritte der Arme und Beine werden die Sinne immer bewußter und sicherer thätig. Sie bilden sich aus bloßen physikalischen Apparaten immer mehr zu vergeisteten Organen aus.

Vor Allem das Auge. Es starrt nicht mehr, wie verdutzt, die Dinge an: es schaut und beobachtet. Wird das Kind ins Freie getragen, so läßt es sich nicht etwa, wie ein Erwachsener in einer Bildergalerie, durch die Fülle des Sichtbaren verwirren. Es wählt sich die ihm interessanten Dinge aus, oder, so würde man vielleicht richtiger sagen: es wird von einzelnen angezogen, absorbirt. Es besteht ja zwischen Geist und Welt ein Verhältniß, wie zwischen Magnet und

Eisen. Man kann nicht sagen, der Magnet ziehe das Eisen an, da ja der beweglich aufgehängte Magnet sich ebenso zum Eisen hin bewegt, wie dieses im anderen Falle zu ihm. So ist es auch mit der Aufmerksamkeit. Die Sprache bezeichnet diese Wechselwirkung des Geistes mit den Dingen zum Vortheil der letzteren, da man sagt: man fühle sich angezogen.

Die das Auge des Kindes vorzugsweise auf sich ziehenden Dinge sind aber entweder solche, welche sich bewegen, z. B. Kinder, Thiere, Bäche, oder welche durch helle Farben und Glanz anziehen, z. B. der Mond (die Taschenuhr gehört in beide Klassen), oder solche, welche durch Höhe imponiren, wie Bäume, Säulen, Thürme.

Bei diesem ersten Beschauen der Dinge im Freien fiel mir die Aufmerksamkeit für hohe Dinge auf. Mein dreivierteljähriger Knabe blickte, wenn er über den Kirchhof getragen wurde, stets den Kirchthurm aufmerksam und unverwandt

an, so lange er ihn mit umgewandtem Kopfe noch sehen konnte, und erinnerte mich an den reisenden Alterthumsforscher, der aus dem Kutschenschlage heraus ein altes Gebäude im Auge behält, so lange es geht. Giebt es wohl ein Thier, welches einem Thurme eine solche Aufmerksamkeit widmete?

Beim Nachdenken über diese eigenthümliche Aufmerksamkeit fiel mir ein, daß, während der Mensch zum Merkzeichen für Orte sich vorzugsweise hohe Gegenstände (Berge, Bäume, Thürme) auswählt, diejenigen Thiere, welche sich nicht in die Luft schwingen, sich nur Merkzeichen wählen, welche in der Höhe ihrer Augen liegen. Des Menschen Blick ist frühe nach Oben gezogen.

Durch solch gespanntes Betrachten lernt in diesem Zeitabschnitte das Kind mehr Personen kennen, als das klügste Thier wohl in seinem ganzen Leben. Der Haushund lernt alle Be-

wohner des Hauses, wohl auch einige Besucher und Nachbaren kennen; aber manches einjährige Kind unterscheidet schon über ein Mandel Personen.

Hat nun das Auge eine Anzahl Bilder öfter in das Bewußtsein geführt, so daß sie sich hier gleichsam daguerrotypisch fixirten, so fängt auch das Ohr an, dem Bewußtsein bleibende klare Eindrücke zu liefern. Mein Knabe unterschied mit neun Monaten, lange bevor er Worte oder Gebärden nachahmte, sicher die Worte: Vater, Mutter, Licht, Fenster, Mond, Gasse; denn er blickte oder zeigte, sobald eins dieser Worte ausgesprochen wurde, augenblicklich nach dem durch den Laut bezeichneten Gegenstande. Ein Mädchen soll schon im sechsten Monate, wenn man es fragte, wo Papa sei, diesen mit den Augen gesucht haben. Hierdurch zeigt sich nicht nur, daß auch die Empfindungen des Hörnerven nach öfterer Wiederholung gleichsam Klangfiguren im

Bewußtsein hinterlassen, sondern auch daß das Kind herausgefühlt hat, daß diese Laute Symbole für gewisse Dinge sein sollen, oder doch wenigstens, daß es ahnt, diese Klänge müssen in einer engen Beziehung zu jenen Körpern sein, wohl gar einen Theil ihres Wesens ausmachen.

Das Verstehenlernen einer Anzahl Worte geht immer (?) dem Sprechenlernen voraus. Es dauerte noch zwei Monate, ehe A. einen Laut nachahmte. Als eigenen Laut gab er, außer den früheren Lall-Lauten nur einen von sich, nämlich ei ei, wenn ihm Etwas gefiel. Der Diphthong ei scheint überhaupt der stets zuerst ausgesprochene zu sein.

Hinsichtlich des Gedankenausdruckes durch Gebärden, für welchen das Kind sich mehr und mehr ausbildet, ergaben meine bisherigen Beobachtungen, daß die Kinder, auch ohne dieses Zeichen je von Anderen gesehen zu haben, zur Verneinung mit dem Kopfe schütteln. Ich

möchte wissen, ob dieser und der entgegengesetzte mimische Ausdruck bei allen Völkern in gleicher Weise gebräuchlich ist.

Als Beweis, daß außer den genannten Seelenthätigkeiten das Kind dieses Alters auch schon Wahrnehmungen zu einer Art Schluß, oder wenigstens zu einer Kette von Urtheilen verknüpft, sehe ich es an, daß das Kind dem Tische sich freudig nähert, sobald er mit dem Tischtuche bedeckt wird. Es ist dieses keine Urtheilskraft, auf welche der Mensch stolz sein könnte, denn auch das Kätzchen springt herbei, sobald man irgend ein Geschirr auf den Tisch setzt; aber ist es denn nicht ein Beweis, daß in der Thier- und Menschenseele sich eine Reihe von Gedanken abspinnt, welche etwa so lautet: Wenn das Tuch aufgebreitet wurde, ging es schon öfter zum Essen; jetzt wird der Tisch gedeckt, also ist es Zeit, sich auf das Essen zu freuen?' Daß diese Folgerung nicht in logischer Form, nicht einmal

in klaren Begriffen geschehen kann, ist selbstverständlich.

Noch eine andere Seelenäußerung halte ich der Erwähnung werth. Ich zeigte meinem noch nicht ein Jahr alten Knaben einen ausgestopften Auerhahn und sagte, darauf deutend: Vogel. Unmittelbar darauf blickte mein Kind nach einer anderen Seite des Zimmers, wo auf dem Ofen eine ausgestopfte, als auffliegend dargestellte Schleiereule stand, welche es jedenfalls vorher bemerkt haben mußte. Und so that das Kind wiederholt, so oft ich ihm den einen oder den anderen Vogel zeigte. Beweist das nicht, daß das Kind schon eine freilich wohl sehr unbestimmte Ahnung von dem Gattungsbegriffe: Vogel hatte? Vorstellungen verknüpfen (associiren) sich nur dann, so daß die eine auftauchende auch die andere aus dem Meere der Erinnerung emportreibt, wenn sie entweder nahe verwandt sind, oder Gegensätze darstellen, welche sich einem ge-

meinſamen weiteren (höheren) Begriffe unterordnen laſſen. Mußte ſich nicht die Seele des Kindes aus den zwei in Größe, Form und Farbe ſo verſchiedenen Vogelbildern eine Art Ahnung gezogen haben, daß dennoch jenes Thier auch die weſentlichen Eigenſchaften von dieſem beſitze? Man zeige dem Kinde einen Apfel, nenne ihn dabei Frucht oder beliebig, und man wird ſehen, daß es nach einem Kürbiß, welcher anderswo liegt, ſich umſieht, falls es ſchon vom Daſein des letzteren früher Kenntniß genommen hat. Aehnliche, aber nicht ganz gleichwerthige geiſtige Vorgänge laſſen auch die Thiere beobachten.

Das Temperament des Kindes iſt nunmehr noch ſanguiniſcher, tumultuariſch fröhlicher, thatluſtiger als früher. Das Kind lacht laut auf, z. B. wenn man Licht anbrennt, jauchzt und jolt, tummelt ſich Abends halb kriechend halb purzelnd auf dem Sofa umher, unbekümmert um die Stöße an die Wand, welche ſeine Stirn

erleidet; es wirft jauchzend Gegenstände fort, so daß mir der kleine Tumultuant öfter vorkam, wie ein angehender Student, welcher im Gefühle der Kraft und Freiheit sich nicht zu lassen weiß und »randalirt«.

Neben solchem Uebermuthe bemerkt man aber auch, seit das Ohr sich erschlossen, die *ersten deutlichen Spuren der Furcht*. Erschrecken und krampfhaft zusammenfahren sieht man schon das viel jüngere Kind, wie das Thier. Früher reife Kinder fürchten sich auch früh, ein Mädchen scheute sich schon in der vierzehnten Woche vor Hunden und Katzen. Mein Knabe bog, wenn er vor einer Mühle vorübergetragen wurde, jetzt den Kopf weg, als wollte er einer drohenden Gefahr ausweichen; kurz darauf scheute er, als beim Umhertummeln im Bette das Stroh der Matratze knisterte.

Das Ohr liefert, wie bei den Erwachsenen, die ersten und hauptsächlichsten Sinneseindrücke,

welche den deprimirenden Affekt der Furcht erwecken. Der Blitz erschreckt die Kleinen nicht, wohl aber viele der Donner. Immer sind es die ungewohnten, in ihrer Entstehung dunklen Geräusche, welche am leichtesten Furcht erzeugen. Spricht man zu einem Kinde in unnatürlich tiefem oder rauhem Tone, so fürchtet es sich und weint. Darum singen auch Gespenster und Gouverneursbildsäulen Baß.

Bald freilich, vielleicht gar gleichzeitig, fürchten sich die Kinder auch vor Gesichtseindrücken, und zwar vor Nichts früher als vor Larven, namentlich schwarzen. Das Kind lernt die Menschen nach ihren Gesichtern lieben und fürchten. Nahm ich die Larve in die Hand, so that das Kind beruhigt und lernte sie furchtlos ansehen; sowie ich sie aber vor mein Gesicht hielt, stieß es einen Schrei der Furcht aus. Auch viele Thiere fürchten sich vor entstellten Menschengesichtern.

Wie hoch steht am Ende dieser Periode der Mensch auf der Stufenleiter der Wesen? Geistig überragt er nur die niederen, aber körperlich übertrifft der »Läufling« schon alle. Was befähigt ihn nun wohl jetzt zur kunstreichen Kombination von Bewegungen, welche er zum Theil, vielleicht alle, schon als Neugeborenes, einzeln verrichten konnte? Er hat jetzt ein dreimal größeres Körpergewicht, als in der ersten Woche: verdankt er seine großen Fortschritte einfach der Massenzunahme? Gewiß nicht! Manches Thier, z. B. die Maus, ist kleiner und läuft doch gar bald. Das Wachsthum des Geistes ist es, welches auch den Körper vervollkommnet.

Fünfter Abschnitt.

Vom Sprechen des ersten Wortes bis zu dem des ersten Satzes.

Die bestimmte Gliederung des Geschehenen nach Woche und Monat wird immer mißlicher, je weiter wir in der Biographie des werdenden Menschen vorschreiten. Oft weiß man gar nicht genau, wohin man den Anfang einer Erscheinung setzen soll, da, wie in der Baumwelt, die Knospen, welche sich im Lenze entfalten, schon in einer früheren Periode vorgebildet worden sind. Ueberdies weichen die einzelnen Kinder hinsicht-

lich des zeitlichen Eintrittes der Entwicklungen nicht unbeträchtlich ab.

Ich schildere in diesem Abschnitte die Entwicklung meines Kindes, da meine Beobachtungen fremder Kinder zu unterbrochen waren; ohne aber damit behaupten zu wollen, daß die Entwicklungsvorgänge bei allen Kindern genau dieselben seien. — Mein Knabe hatte bis zu diesem Zeitpunkte Nichts gelernt als laufen und ahmte weder Wort noch Gebärde nach; andere Kinder, die Mädchen immer früher, sprechen ehe sie gehen.

Welches die eigentliche naturgemäße Zeitfolge sei, kann nur eine große Reihe vergleichender Beobachtungen, am besten auch von Kindern wilder Völker, ausmitteln. Wie schön wäre es doch, wenn Aeltern aus allen gebildeten Nationen und wissenschaftliche Reisende unter uncivilisirten Stämmen über die Entwicklung der kindlichen Seele genaue Beobachtungen aufzeichneten!

Wir wiſſen, wann die einzelnen Pflanzen blühen und fruchten, wann jeder Vogel mauſert, wandert oder niſtet: wir wiſſen wie lange die oder jene ägyptiſche Königsfamilie regiert hat — und wir kennen unſere eigene Entwicklung nur ſo äußerſt ungenau!

Ich will, ſowie der Welthiſtoriker in jeder Epoche zuerſt und hauptſächlich das Volk ſchildert, welches Epoche macht, dieſen Abſchnitt beginnen mit dem epochemachenden Lernen des erſten Sprechens und die Aneignung der Sprache erzählen bis zur Bildung des erſten Satzes.

Die erſten Ton-Nachahmungen, die ich an meinem Knaben beobachtete, beſtanden nicht im Wiedergeben von artikulirten Lauten, ſondern von muſikaliſchen Tönen. Ich ſang ihm, als er vierzehn Monate alt war, und noch gar Nichts nachahmte, zuweilen ein Volkslied vor, deſſen Melodie mit f — c, alſo einer abſteigenden Quarte anhebt, welches Intervall im Liede häufig und

nachdrücklich wiederkehrt. Ich war höchlich überrascht, als das Kind im halben Einschlafen dieses Tonverhältniß genau, nur in der höheren Oktave mit mir sang. Ebenso an den folgenden Tagen, endlich geschah es auch ohne mein Vorsingen.

Mein Erstaunen darüber, daß früher Töne, als Sprachlaute nachgeahmt wurden, minderte sich, als ich mich der Vögel erinnerte, von welchen viele einzelne Töne, selbst ganze Melodien nachahmen lernen, ohne es je zum artikulirten Laute zu bringen. Nur der Papagei, Gimpel, Staar und die rabenartigen Vögel ahmen Sprachlaute nach. Von diesen Sprechvögeln lernt aber nur Staar und Gimpel auch Töne nachsingen, gleich als waltete auch hier ein Gesetz, welches sich mir bei der Beobachtung der Schüler oft aufdrängt, daß musikalische Talente selten zugleich ein feineres Ohr für Sprachlaute haben.

Bald bemerkte ich auch, daß das Kind sei-

nen Naturlaut ei ei, den es ungelernt erzeugte, ziemlich genau in dem Tone (Accente) modulirte, in welchem ihm derselbe vorgesprochen oder, richtiger gesagt, recitirt wurde.

Ist es Regel oder Ausnahme, daß der Säugling früher nachsingt als nachspricht? Mehrere Mütter, welche ich darüber befragte, waren ein ähnliches Nachsingen nicht gewahr worden, hatten aber auch keine ausdrückliche Probe gemacht. Ich für meinen Theil gewann durch Versuche mit anderen Säuglingen, von welchen ich die ihnen in einer besonderen Tonfolge recitirten Wörter in derselben Weise wiederholen hörte, und durch die Beobachtung, daß die Thüringer Kinder schon in den ersten Sprechversuchen unseren singenden Accent nachmachen, die Ueberzeugung, daß das Kind, wie der Vogel, leichter Singtöne, als Sprachlaute auffasse und wiedergebe. Bei taubstummen Kindern muß dies anders sein, da sich wohl die Er-

zeugung der Sprachlaute, nicht aber die der Singlaute sichtbar machen läßt.

Mein Knabe war schon vierzehn Monate alt, als er zum ersten Male Etwas nachahmte. In diesem Alter können viele Kinder schon eine Anzahl Kunststücke oder sprechen mehrere Worte. Erwacht denn bei den meisten Kindern der Trieb zur Nachahmung der Sprachlaute früher als der zur Nachahmung von Gebärden und Bewegungen?

Ein Paar Tage später ahmte mein Kind, ohne je dazu aufgefordert worden zu sein, den Laut des Niesens nach, und parodirte diesen ihm komisch erscheinenden Laut der Erwachsenen bei jeder Gelegenheit mit schelmischer Miene.

Neugierig warten Neulings-Aeltern, welche auch wohl wegen des langen Ausbleibens der Sprechversuche vor Taubstummheit bangen, auf das erste nachgesprochene Wort. Welches wird es sein? Durchaus nicht immer das gewünschte, hundertmal vorgesagte: Papa oder Mama, wel-

chen Ehrentitel die Aeltern so gern zuerst aus des Gastes Munde vernähmen. Mein Junge fand den von der Gasse heraufdringenden Ruf des Brezeljungen: »Neuback!« zuerst der Nachahmung werth und rief ei — a!, sobald er jenen vernommen. Man ersieht daraus, daß von Wörtern, welche schwierigere Consonanten enthalten, das Kind zuerst nur die Vokale richtig auffaßt und wiedergiebt. Die Hauptkunst aber für das treue und feine Nachahmen von Sprachlauten beruht, wie ich mich bei Schülern im Englischen überzeugte, auf der Schärfe des Hörens; die Ungefügigkeit der Mundtheile ist ein viel geringeres Hinderniß, als ein schwer auffassendes Ohr.

Bei manchen Kindern folgen dem ersten Worte sehr schnell andere. Besonders zum Sprechen aufgelegt erscheinen die meisten früh Morgens und Abends nach dem Anbrennen der Lampe, wo ja auch die Erwachsenen am meisten gesprächig sind.

Mein Knabe war jetzt noch nicht zum Nachsprechen vorgesagter Wörter zu bewegen. Erst zwei Monate später (im sechzehnten Monate), als er schon die Bedeutung von mehr als zwanzig Wörtern (außer den früher erwähnten auch Laterne, Musik = Klavier, Ofen, Vogel, Kegel, Topf und andere) verstand und die genannten Dinge mit den Augen aufsuchte; als er mehrere neue Lall-Laute (wie pujéh, pujéh, tupe tupe téh, dann wie ämmäm und attah klingend) vorgebracht und neben seiner ersten natürlichen Freuden-Interjection Ei auch das fragend-befehlende Ho hatte hören lassen, ließ er sich herbei, auf Nachahmung einiger wenigen Worte einzugehen. Sie war aber sehr unvollkommen. Papa gab er durch Attah wieder, Ida auch durch Atta.

Im siebzehnten Monate, nachdem er die früheren Lall-Laute aufgegeben, fing er an, mehrere Sylben zu plaudern, welche den Einfluß gehörter deutscher zu verrathen schienen. Er plap-

perte förmlich die Sylben: mäm, mam, mad-am, a-dam, das. Ich bemerkte ein solches »Wälschen« auch bei anderen Kindern, aber die Laute sind bei fast allen verschieden. Erst lassen sie dabei eine oder mehrere Sylben rasch nach einander erschallen; dann halten sie plötzlich inne, als besännen sie sich auf etwas Neues, pressen förmlich, als müßten sie sich anstrengen, ihr Organ in Ansprache zu versetzen, bis endlich ein neuer Laut zu Tage kommt, der dann wie Mühlengeklapper wiederholt wird. Bei manchen Kindern erinnerten mich diese Klänge an die Sylben, welche den Melodien der Vögel zu Grunde liegen (vergleiche Bechstein's Libretto der Nachtigallen) und an die otaheitischen Sylben, wie ich sie dereinst in Cook's oder Forster's Reise gelesen: ta, tu, pa pe-i-ti, u. s. w.

Die ersten Wörter, welche das Kind sprechen lernt, sind natürlich solche, welche Dinge bezeichnen, die in seinem Horizonte liegen, zunächst

meiſt Papa und Mama. Dieſe in vielen Sprachen faſt gleich klingenden Wörter ſind meiſtentheils unter den erſten. Bei Kindern der Bauern in Thüringen, wo man nicht das für vornehm geltende Papa und Mama braucht, lauten die Bezeichnungen der Aeltern Atte, Aette, Tate, Fatte und Amme, Aemme, Aemmäm, Mämme, Matte. Zeitig werden ferner geſprochen die Namen oft genannter Familienglieder: Anne, Ete (Grete), Itte (Rike), All (Karl) u. ſ. w. Oder auch die Bezeichnungen für Lebensbedürfniſſe und Kleidungsſtücke: Minne Milch, Bot Brot, Mante Mantel u. ſ. w. und für Thiere, zu deren Nennung die Wärter meiſt beſondere Kindernamen brauchen: Muh, Bä, Dodo, Hottopferd, Ihz Hinz für die Katze, Piep piep Vogel u. ſ. w. Oft ſpricht das Kind auch frühzeitig die Bezeichnungen einzelner Körper-, beſonders Geſichtstheile (Mund, Ase, Ohn, Ale = Haare, Finne Finger) und für Lieb-

lingsorte (Asse = Gasse, Atten = Garten, Baie-Baie = Wiege).

Bemerkenswerth und vielleicht auch in den einfachen Sprachen ungebildeter Völker vorkommend ist die Vorliebe für Wörter aus zwei gleichlautenden Sylben, wie Papa, Mama, Bimbam, Tiktak, Dodo. Ist diese Vorliebe bedingt durch die Freude über die Leichtigkeit, mit welcher sich die Sprechwerkzeuge in derselben Weise, wie sie eben angelassen waren, noch einmal bewegen lassen, sowie der Anfänger im Klavierspielen gar oft dieselbe Taste noch einmal anschlägt, ehe er weiter geht? Oder ist es gar schon die Freude über ähnlichen Klang, über Assonanz und Reim? Vielleicht Beides.

Meist besteht der ganze Sprachschatz eines solchen Anfängers lediglich aus Hauptwörtern. Bald reihen sich einige ortbezeichnende Adverbe, meist zuerst da und auf an, wozu bald noch unte (herunter!) und mit kommen. Mit auf und

unte bezeichnet das Kind den Wunsch, auf den Arm genommen oder auf den Boden gestellt zu werden, durch mit das Verlangen nach der Begleitung der Wärter.

Von Fürwörtern wird zwar hier und da du du, aber nur als Zuruf der Drohung, als Interjection gebraucht und verstanden. Die Fürwörter werden erst in der folgenden Periode als Personenbezeichnungen verstanden und angewendet. Dagegen scheint jedes Kind recht früh Klang und Bedeutung von mein zu verstehen. Ich hörte kleine Köpfe, welche kaum zwölf Vorstellungen im Bewußtsein hatten, dies Wort so nachdrucksvoll aussprechen, wie einen Bauer bei einem Markſteinzwiste. Man erkennt daraus, wie natürlich und unaustilgbar im Menschen der Eigenthumsbegriff steckt, und beobachtet gar sehr frühe, wie leicht und oft zwischen Kindern dieses Alters ein Hader über Eigenthum und Besitz entbrennt.

Wenn das Kind ein Wort aus eigenem Antriebe spricht, so verbindet es allemal, sofern das Sprechen nicht mehr ein einschläferndes Lallen als ein deutliches Sprechen ist, eine Willensäußerung damit. Die Ursprache ist nichts als ein vernehmlich gemachter Wille. Es begehrt den genannten Gegenstand, wenn auch nur, um ihn näher zu betrachten und sich genauer zu überzeugen, welche Uebereinstimmung denn eigentlich zwischen dem Gegenstande und seinem luftigen Symbole vorhanden sei.

Frühzeitig lehrt man gewöhnlich dem Kinde einige Worte des Grüßens. Mit Recht; denn dies sind die ersten directen Ausdrücke des Gefühls von dem freundlichen Verhältniß des Menschen zum Menschen. Auch viele Thiere begrüßen sich durch Laute. Das Kind lernt die Bedeutung mancher Grüße (natürlich aber nicht von »Diener!«, was man bei uns häufig lehrt) bald verstehen. Es begleitet seine Grußworte

Adé, Tag! mit ganz entsprechenden Gebärden. Es sieht also gar bald ein, daß jene Wörter eine Stimmung des Sprechers ausdrücken. Denn um einfach zu bezeichnen, daß eine Person sich nahe oder entferne (wie man sie vielleicht deuten könnte), braucht das Kind die Worte da und fot (fort) mit der zur jedesmaligen Empfindung gehörigen Miene.

Gewöhnlich erst, wenn der kleine Sprachschüler zwölf bis zwanzig Wörter (Interjectionen, Hauptwörter und Ortsadverben) sprechen gelernt hat, hört man ihn auch Zeitwörter, und zwar nur im Infinitiv gebrauchen. Welche Zeitwörter könnten es sein, als essen, trinken, tragen, schlafen? Warum aber nur die Infinitive? Gewiß, weil von diesen schwerbedeutsamen Wörtern dem Kinde nur diese Form auffällt und sich einprägt. Das Kind nämlich, unfähig eine längere Reihe von Lauten zu vernehmen, merkt (wie es auch der von rasch auf

einander folgenden Lauten einer fremden Sprache verwirrte Erwachsene thut) nur auf die Schlußworte eines Satzes. Als solche hört es aber meist Infinitive. »Willst du essen? Du mußt schlafen. Ich soll dich tragen« u. s. w. Aus solchen Sätzen faßt das Kind mit Ohr und Verstand nur die wichtigsten, die Schlußwörter, wählt sich diese zur Nachahmung aus, und ergänzt die übrigen lakonisch durch Gebärde und Betonung.

Häufig lernt das Kind auch beizeiten schallnachahmende Wörter und wendet sie mit Vorliebe an. Patsch, pauz, hop, ferner die Thiernamen der Kindersprache: Mu, Bä, Put, Gikgak, Wäkwäk, Huhu sind davon Zeuge.

Natürlich eignet es sich auch bald die Wörter Ja und Nein an, durch deren Gebrauch es ganze Sätze erspart. Bis zum Ende des zweiten Jahres begleiten wohl alle Kinder diese zwei Wörter mit Gebärden; später verliert sich das mimische Accompagnement bei diesen und ande-

ren Wörtern mehr und mehr, und macht sich nur noch im Affekte geltend. Südlich wohnende Völker machen bekanntlich viel mehr Gebrauch von mimischen Hilfsmitteln, als wir Nordländer. Sie stehen aber auch dem Kinde rücksichtlich des Temperamentes und anderer geistigen Aehnlichkeiten viel näher.

Die ersten Eigenschaftswörter, welche ich — und zwar nie sehr frühe — gebrauchen hörte, waren groß und klein, welche gewissermaßen als Fürwörter für: dieser und jener gebraucht werden, um zwei ähnliche Dinge zu unterscheiden. Dann auch: gut, welches angenehme Geschmackseindrücke bezeichnen soll. Die Ursache dieses späteren Gebrauches der Adjectiven liegt nicht in der Schwierigkeit der Aussprache (denn das Kind ahmt manche ihm ausdrücklich vorgesprochenen ganz treu und mühelos nach), sondern in der Schwierigkeit des Gedankens. Es ist eine ungemein große Geistesthat, sich das am Gegen-

ſtand Haftende, die Eigenſchaft, als etwas Losgelöſtes, ſelbſtſtändig Exiſtirendes darzuſtellen. Auch das Wort ſchön wird, weil von den Wärterinnen in Bezug auf Spielzeug und beſonders auf muſikaliſche Töne häufig gebraucht, bald vom Kinde geſprochen und einigermaßen verſtanden.

Die den Gegenſatz von gut und ſchön bezeichnenden Wörter dagegen hörte ich kein Kind unter zwei Jahren ſagen, ſo daß man behaupten konnte, es verbinde eine Vorſtellung damit. Ließ ich das Kind einen unangenehm ſchmeckenden Stoff verſuchen, und ſagte dazu: garſtig, ſo verſuchte es doch bei den nächſten Verſuchen nie eine wörtliche Aeußerung ſeines Mißfallens zu geben. Ich glaube, der unangenehme Eindruck iſt zu überwältigend, um zum Worte kommen zu laſſen, während der angenehme eine befreiende Kraft beſitzt. Viel früher lernt jedes Kind das Wort: weh = ſchmerzlich. Wehweh (bei uns Wiwi) wird gar bald zum Subſtantiv und be-

zeichnet jede Verletzung und leichten Schmerz. Bedeutendere Schmerzgefühle werden nur durch die Naturſprache des Weinens angezeigt. Außer unangenehm ſchmeckenden Dingen, mit welchen es ja auch ſelten bekannt gemacht wird, lernt ein Kind Nichts kennen, an welchem ihm eine Widrigkeit oder Unſchönheit auffiele. Aber eine Ahnung von ſittlich Unſchönem ſcheint es früh zu bekommen. Man betrachte nur das Geſicht des Kindes, wenn man ihm ernſt ſagt: Pfui, das iſt unartig! Es lieſt die Bedeutung aus Miene und Ton des Sprechenden. Früh lernen die Kleinen auch die Bedeutung von »alle«, womit man bei uns, und nicht bloß in der Kinderſprache, ausdrückt, daß etwas zu Ende oder aufgezehrt ſei; ebenſo die von päpä, d. h. verborgen, unſichtbar. Ebenſo bald trägt es in ſein Wörterbuch das curioſe Eigenſchaftswort: kaput ein, was bei den Thüringern ſehr gang und gäbe iſt und ſo viel als zerbrochen, zerſtört bedeutet.

Das Zahlwort: eins lernt das Kind früh brauchen und verstehen, und ersetzt dadurch Hauptwörter und andere. Es hört seine Wärter, wenn sie ihm einen gleichartigen Gegenstand zeigen, nachdem es eben einen ähnlichen gesehen, sagen: noch eins! und erkennt daraus die Bedeutung. Mein Knabe sagte, lang ehe er Sätze bildete, wenn er kurz nach einander zwei Reiter sah: Eite! noch eins! Die Bevorzugung des sächlichen Geschlechtes rührt daher, daß dem Kinde fast alle Dinge mit dem Diminutiv (der Verkleinerungsform) genannt werden, welches im Deutschen neutral ist. Da nun das Kind immer hört: das Blümchen, das Züngelchen, das Bettchen, u. s. w., so muß es folgerecht auch den Reiter als Neutrum bezeichnen.

Der Sprachschatz besteht also anfangs aus einigen Interjectionen, Substantiven und Verben (diese beiden letzteren sind die zahlreichsten), welche aber nicht abgeändert, declinirt und conju-

girt, werden, ferner aus wenigen Adjectiven und Adverben. Partikeln, Präpositionen, Artikel und Pronomina fehlen noch ganz. »Schoos« heißt soviel als auf den Schoos, »Wiege« in die Wiege u. s. w. Namentlich fehlt noch »und«. Es wäre nicht uninteressant, wenn man für die verschiedenen Bildungsstufen des Kindes und der Völker die relativen Mengen der verschiedenen Wortklassen procentisch berechnete. Es ließe sich so der geistige Reichthum eben so sicher übersichtlich machen, wie uns die Statistik in ihren Tabellen den Stand des Ackerbaues und Handels darlegt.

Anfangs spricht das Kind stets nur ein Wort auf einmal, welches, besonders im Affecte, oft mehrere Male rasch wiederholt wird, und scheint sich erst, ehe es ein zweites folgen läßt, zu besinnen, weniger auf die Vorstellung selbst, als auf die Art, wie es zur Bezeichnung der Vorstellung seine Sprachwerkzeuge bewegen solle.

Diese Bedenkzeit-Pause bemerkt man besonders, wenn man ihm ein aus zwei Wurzelwörtern zusammengesetztes Wort vorsagt, z. B. Kuh-Stall. Gerade so sieht sich der Anfänger im Klavierspielen vor jedem neuen, namentlich vieltönigen Griffe genöthigt inne zu halten, um Bedenkzeit zum Befehligen seiner Schwadron zu einer neuen Bewegung zu gewinnen. Allmälig lernt aber das Kind, welches ich der Kürze und Genauigkeit wegen von nun an »Sprechling« nennen will, rascher verschiedene Wörter auf einander folgen zu lassen und steht auf der Schwelle zu einer neuen, äußerst bedeutenden Entwicklung, zur Bildung eines Satzes. Mein Knabe erreichte dieselbe erst im zweiundzwanzigsten Monate: manche Kinder gelangen viel früher zu diesem Ziele.

Alle Kinder sprechen bekanntlich nur wenige Wörter ihrer Muttersprache sogleich richtig nach; jeder Sprechling hat seine eigene Mundart, welche

zuweilen so von der Schriftsprache abweicht, daß Fremde ihn nicht verstehen. Ob dies auch bei Kindern eines Volkes der Fall ist, dessen Sprache aus so einfachen Sylben besteht, wie etwa die Tahitische? Alle deutschen, französischen und englischen Kinder, welche ich sah, »tätschelten« oder »tillätschten«, wie man es bei uns nennt, mehr oder weniger, d. h. sie ließen manche Laute weg, oder ersetzten dieselben durch verschiedene Laute. Nicht alle Kinder derselben Familie tätscheln auf dieselbe Art. Das eine Kind ruft seine Großmutter: Abutte, das andere Tosutte, ein drittes Osmutte u. s. w.

Ich habe mich bestrebt, die Gesetze aufzusuchen, nach welchen die Kinder bei ihren Wort-Nachahmungen verfahren, bei welchen freilich viele unerklärliche Anomalien mit unterlaufen mögen, und will dem Leser, welcher einmal Geduld genug gehabt hat, mir bis hieher zu folgen, die Resultate meiner Beobachtung mittheilen. Ich

muß dabei freilich gestehen, daß ich umfassende und genauere Beobachtungen fast nur an meinem eigenen Kinde angestellt habe.

Am sichersten und frühesten ahmt der Sprechling die Vokale nach, zuerst a, ä, u, dann ei und o, am spätesten das reine i, für welches (ob auch außer Thüringen, weiß ich freilich nicht) ein zwischen e und i schwebender Laut gebraucht wird. Anfangs sprachen mehrere von mir beobachtete thüringer Kinder das a so rein, wie Braunschweiger, bald aber bekommt es den dumpfen thüringer Klang. Die Leichtigkeit der Nachahmung von Vokalen erklärt sich genügend aus der Art, wie man sie hervorbringt. Alle erfordern bekanntlich nichts, als einen Hauch durch die mehr oder weniger geöffnete Mundhöhle. Die Laute ö, ü, besonders äu werden von thüringer (auch anderen?) Kindern gleich nicht rein gesprochen. Mein Knabe lernte, obgleich er auf richtig sagte, das au in Haus u. s. w. erst spät erzeugen

und erſetzte es lange durch ei; vielleicht verführt durch die leidigen Diminutiven: Häuschen, Mäuschen u. ſ. w.

Von Conſonanten werden am leichteſten und früheſten geſprochen b und m, n, d und s, etwas ſchwieriger g und w. Mit mehr Mühe lernen die Sprechlinge f, ch und k, am ſpäteſten l, ſch und r richtig ausſprechen.

Die Laute b, m und w werden von den Lippen hervorgebracht. Sie erfordern die am wenigſten ſchwierigen Bewegungen, auch ſind die Lippen durch das Saugen hinlänglich eingeübt worden. Oefter werden Lippenbuchſtaben unter einander verwechſelt, weil ihr Klang ſo ähnlich iſt, wie auch in Dialekten: Bond ſagte mein Junge für Mond, Basse für Waſſer, wie man es ähnlich in einem Bezirke Meiningens, ich glaube um Waſungen, hört.

Die vier Laute n, d, s, ſch entſtehen aus einem durch Bewegung der Zungenſpitze modifi-

cirten Hauche. Der Ziſchlaut sch wird ſpät erlernt, obgleich man nicht recht einſieht, warum er ſchwieriger ſein ſolle, als das reine s; ſtatt ſeiner wird meiſt s gebraucht (Saf für Schaf u. ſ. w.). Um den Laut l zu bilden, muß die Zungenſpitze an die Decke des Mundes anſchlagen. Dies kommt dem Sprechling ſauer an und er läßt deshalb dieſen Laut häufig aus (icht = Licht, Voge = Vogel) oder erſetzt ihn am Anfange der Wörter durch d und b (degen = legen, Bampe = Lampe) und in der Mitte durch n (bind = Bild). Noch ſchwerer fällt den Meiſten der Laut r, welcher durch ein ſtarkes, ſchnelles Erzittern der Zungenſpitze erzeugt wird; ſie laſſen ihn entweder ganz aus (Zucke für Zucker) oder erſetzen ihn wie Alkibiades that, durch l (welfen = werfen) oder durch j (jeiben = reiben), oder ſie bilden ihn rauh und kratzend in der Kehle, ſchnarren wie Demoſthenes und die Ruhlaer. Mein Junge ſchnarrte ſein r viel früher, ehe er

den Zischlaut sch bilden konnte; viele Kinder können noch nicht r sagen, wenn sie in die Schule geführt werden.

Die Hervorbringung des h-Lautes durch einen gestoßenen Hauch erscheint dem Kinde, wie dem Ausländer, der deutsch lernt, schwer, und alle Kinder, die ich hörte, ließen ihn fast immer aus bis wenigstens zum Ende des zweiten Jahres.

Zu den schwierigen Lauten gehören auch die Gaumenlaute g, ch und k. Der Kehllaut ch fällt allen deutschen Kindern, obgleich er erwachsenen ausländischen Sprachschülern so viel Mühe macht, leichter als k, welches selbst manche mündige Deutsche nicht scharf aussprechen können und an welchem Stotternde gewöhnlich einen Stein des Anstoßes finden. Das k und das harte g wird meist (immer?) durch t ersetzt (tut = gut, tatze = Katze) oder ganz ausgelassen.

Sylben, welche aus einem Vokale und einem einfachen Consonanten bestehen, werden bei Zeiten

richtig nachgesprochen; solche aber, in welchen Doppelconsonanten vorkommen, gewöhnlich verstümmelt oder umgeformt. Entweder läßt der Sprechling einen der beiden Consonanten, meist den ersten, aus (Eitun = Zeitung, Päd = Pferd, Bod = Brod, Wein = Schwein, int = singt, dot = dort) oder ersetzt ihn durch einen anderen, geläufigeren Consonanten (Anz = Salz, Minne = Milch, Bind = Bild; toss = groß, tein = klein, Atenne = Laterne, bafen, tafen, später slafen = schlafen, Iss = Hirsch, Tule = Schule, Pitte = Splitter, Atitte = Karnikel, Kaninchen; Arnold = Arnold, Matta = Martha, atsen = klatschen, Tuhl = Stuhl, Finne = Finger, Basse = Flasche, Tuttav = Gustav): oder das Kind schiebt statt des einen Consonanten einen Vokal ein (moigen = morgen, Toich = Storch). Auffallend war mir, daß mein Knabe als er den Doppellaut sp sprechen lernte (er war zwei Jahre alt), ihn auf norddeutsche Art rein

ſprach, nicht wie ſeine Umgebung, alſo nicht Schpielen, ſondern Spielen; ebenſo Stuhl, nicht Schtuhl ſagte.

Ich fühle mich verpflichtet, einen pädagogiſchen Wink hier einzufügen. Die Kinderwärterinnen, in dem Gefühle, für das niedliche Kind paſſe ſich nur Niedliches, ſprechen ihrem Pfleglinge faſt alle Hauptwörter als Diminutive vor. Weit entfernt, dieſe ſo natürliche Sitte verbannen zu wollen, wünſche ich nur, daß man die Verkleinerungsform nicht von ſolchen Wörtern brauche, welche darin unüberſteigliche Schwierigkeiten und Mißklänge bieten. Wo man die lieblichen Diminutivſylben le und li braucht, geht es viel beſſer und wohlklingender ab; aber unſer tonloſes chen macht dem Sprechlinge oft zu viel Mühe. Was ſoll er mit Vögelchen, Tiſchchen anfangen? Manche helfen ſich, daß ſie ſtatt der Verkleinerungsſylbe chen ten ſagen, (Eichönten = Eichhörnchen, Aepften = Aepfelchen); in an-

deren Wörtern sen (Mädsen = Mädchen) anwenden. Ein Kind sagte beständig Mädis, Hundis für Mädchen, Hundchen.

Um ein Bild zu gewinnen, wie ein Sprechling Wörter, die ihm fast alle neu und unverständlich sind, auffaßt und wiedergiebt, sprach ich meinem einundzwanzig Monate alten Knaben einen Vers vor, welchen seine Wärterin ihm als ständiges Wiegenlied sang. Er sprach Wort für Wort so nach:

Guter Mond, du gehst so stille,
Tute Bohnd du tehz so tinne

Durch die Abendwolken hin,
Duch die Aten-bonten in.

Gehst so traurig, und ich fühle
Tehz so tautech und ich büne.

Daß ich ohne Ruhe bin.
Dass ich one Ule bin.

Guter Mond, du darfst es wissen,
Tute Bohnd, du atz es bitten,

Weil du so verſchwiegen biſt,
Bein du so bieten bitz,

Warum meine Thränen fließen
Amum meine tänen bieten

Und mein Herz so traurig iſt.
Und mein Aetz so atich iz.

Von längeren Wörtern giebt das Kind, wie das Echo, nur die zwei letzten Sylben wieder. Die erſte Sylbe eines dreiſylbigen oder auch eines ſchwierigen zweiſylbigen wird entweder ganz übergangen oder durch einen unbeſtimmten Vorſchlagslaut, welcher bald wie o, a oder m-m klingt, erſetzt (Abutte = Großmutter, Atatt = Bernhard).

Ueberraſchend oft bildete mein Knabe die nie gehörten plattdeutſchen weicheren Formen (oft t für s, p für pf u. ſ. w.). So ſprach er anfangs Topf nie anders nach als pot. Iſt dies gewöhnlich?

Was macht uns die erste Kindersprache zu einer so lieblich erfreulichen, daß wir Alle sie gern hören und unwillkürlich oft auch tätscheln, wenn wir mit dem Kinde reden? Ist es bloß der komische Eindruck unbeholfener Versuche in Thätigkeiten, welche wir für federleicht halten, weshalb Ungebildete über die deutsche Aussprache von Ausländern gern lachen? Oder ist es zugleich ein mehr begründetes Wohlgefallen an der weicheren, milderen Form, in welche das Kind unsere rauhen, unschönen Laute umgießt?

Wie interessant müßte es sein, ausführliche Vergleichungen zu besitzen, auf welche Weise Vögel, uncivilisirte Völker oder Taubstumme unsere Laute nachahmen, oder wie slavische Kinder über die schrecklichen Drillingsconsonanten ihrer Muttersprache Herr werden; was die Ursache sei, daß die Slaven so leicht romanische Sprachen lernen, und dergleichen. Der Staar lernt sein gewöhnliches Kunststück: Spitzbube (keineswegs ein leich-

es Wort) früher in allen Lauten richtig nachah-
men, als ein Kind, da er nur das S im An-
fange etwas sitzen läßt. Von Nachahmungen
europäischer Laute durch Wilde ist mir nur das
tahitische O-Tute für Cook (Kuhk) erinner-
lich. Gerade so ahmte mein Knabe den Namen
des Seehelden nach.

Um noch eine Probe zu geben, wie die sprach-
liche Entwickelung dieser Periode an die folgende
angrenzt und in sie sich verliert, wie eine Regen-
bogenfarbe in die benachbarte, führe ich folgende
Erzählung meines zwanzig Monate alten Knaben
an, die er mir in der Abenddämmerstunde gab:
Atten — Beene — Titten — Bach — Eine
— Puff — Anna sprach er mit ziemlich langen
Zwischenpausen und lebhaftem Gebärdespiel. Das
sollte heißen: Wir waren heute im Garten, haben
Beeren und Kirschen gegessen, dann in den Bach
Steine geworfen, und sind der Anna begegnet.

So lautet die erste hieroglyphenartige Sprache,

welche ſtatt des Geſchehenen nur das Subjekt und Objekt angiebt und alle anderen Angaben, namentlich die Bezeichnung der Thätigkeit und Zeit, als ſelbſtverſtändliche Füllwörter dem Zuhörer überläßt. Deshalb ſind Erzählungen, welche Kinder und Naturſöhne geben, ſo oft nur dem verſtändlich, welcher das Erzählte mit erlebt hat. Wird es uns nicht mit vielen alten Schriftdenkmalen immer ſo ergehen?

Nachdem ich nun lange — der Geduld vieler Leſer vielleicht zu lange — bei der Sprachentwickelung dieſer Periode verweilt habe, in der Ueberzeugung, daß dieſe wichtigſte aller menſchlichen Fähigkeiten eine in die kleinſten Einzelnheiten eingehende Betrachtung wohl verdiene, wende ich mich nun zur kurzen Beſprechung der anderen körperlichen und geiſtigen Entwickelungen dieſes Zeitraumes und wähle aus der Fülle der ſich mehr und mehr häufenden und verwickelnden Erſcheinungen zuerſt die der Bewegung.

Das Gehen, welches sicherer, weniger breitspurig und schwankend und in immer rascherem Tempo geübt wird, muß jetzt auch auf unebenem Boden versucht werden. Anfangs taumelt das Kind, wenn es in eine nur ein wenig ausgetretene Stelle des Gartenweges tritt, weil der eben vorschreitende Fuß zu tief geräth und der Schwerpunkt in Gefahr kommt. Kaum ist diese Schwierigkeit nach manchem Falle einigermaßen überwunden, so macht sich der kleine Aequilibrist an das neue Kunststück, eine Schwelle zu überschreiten. Dabei hält er sich anfangs an der Thürpfoste an und setzt sehr vorsichtig (meist war er beim Kriechen schon darüber gefallen) mit zurückgehaltenem Rumpfe das eine Füßchen hinaus, um später das andere nachzuziehen. Endlich einmal, in der hastigen Begierde, einer hinausgehenden Person zu folgen, überhebt er sich des Anhaltens und übt dieses Uebersteigen des Hindernisses von nun an immer so, wenn er nicht

durch ein schmerzbringendes Mißlingen vor der Hand sich abschrecken läßt, so kurzen Proceß zu machen.

Sehr bald sind auch die Wagehälse »des Henkers« auf die Treppen, auf welchen fast jedes Kind seine Vorstellungen von Abwärts mit einer Brausche erkaufen muß, während unsere Hausthiere auch in dieser Hinsicht von der Natur mit mehr Einsicht und Vorsicht ausgestattet sind. Ein Paar Stufen rückwärts hinabzukriechen, oder eine Treppe auf allen Vieren zu erklimmen, ist dem Kinde eben so gefährlich, aber auch eben so lieb, wie den Sportsmen das Uebersetzen von Gräben und Hecken.

Weniger sind die kleinen Spaziergänger dazu anzuleiten, zur Ueberschreitung einer Pfütze einen größeren Schritt zu machen, was doch das reinliche Kätzchen so frühe thut; meist tappen sie gedankenlos oder mit anscheinender Lust hindurch. Auch abgesehen von ihrer Gleichgültigkeit gegen

Schmutz und nasse Füße, welche man als Hauptmotiv unterlegen könnte, scheinen sie ziemlich schwer zu der Gewißheit zu kommen, daß sie durch stärkere Anspannung der Hebemuskeln des Schenkels mit einem Schritte über einen größeren Raum hinwegkommen können. Viel eher drängt und freut es sie, durch Beschleunigung des Tempos der Schritte zum Ziele zu gelangen. Viele Kinder fangen bald an trabend zu laufen, und gerathen dabei leicht so sehr in Schuß, daß sie am Ziele kopfüber fallen.

Hände und Arme erwerben indeß große Fertigkeit in mancherlei Bewegungen. Sie sind in beständigem Anfassen, Aufheben, Hinwerfen, Zerren, Rupfen, Hämmern, Drehen und Schwingen von Gegenständen begriffen, und eine umsichtige Mutter wird wohl thun, ihnen nicht bloß das etwas einseitig gepriesene Bällchen, sondern vielmehr Geräthe aller Art zum Spielen zu geben, an welchen sich Bewegungen in den man-

nigfaltigſten Richtungen ausführen laſſen. Das Kind muß Gegenſtände von verſchiedener Größe, Form und Beweglichkeit zu behandeln bekommen, nur ſeien ſie ſtets groß genug, um vor dem Verſchlucken ſicher zu ſein, und weder ſpitz noch ſcharf: Kugeln verſchiedener Größen, Kegel zum Aufſtellen, Stühle zum Schieben, Peitſchen zum Schwingen, Hämmer zum Pochen, Kaffeemühlen um zu drehen, Gras und Blumen zum Abrupfen, Bücher zum Blättern, beſonders auch Schachteln und Käſtchen zum Oeffnen und Zumachen. An den letztgenannten befriedigt und übt das Kind ſeinen Trieb, in das Innere der Dinge zu ſchauen.

Die meiſten Kinder brauchen bis in das dritte Jahr beide Hände ziemlich gleichmäßig, nur wenige geben der einen, und lange nicht alle der privilegirten »ſchönen« den Vorzug. Ob wohl bei allen Völkern der Glaube herrſcht, daß die rechte Hand die ſchöne, vorzugsweiſe zu brau-

chende sei? Wenn wirklich dieser Vorliebe eine organische Ursache zu Grunde liegt, so muß ich gestehen, sie nicht zu kennen. Die Affen, welche ich beobachtete, brauchten beide Hände gleich fertig. Ich halte es für Pflicht, die Mutter dabei aufmerksam zu machen, im Bestreben, das Kind an die Vorliebe für die rechte Hand zu gewöhnen, nicht ausschließlich gegen die linke zu werden, aus Gründen, welche diese Stieftochter in Franklin's berühmtem Briefe so überzeugend entwickelt. Auffallend ist, daß man in manchen Familien (zuweilen war Vater oder Mutter in der Jugend linkhändig, zuweilen aber auch nicht) alle Kinder die linke Hand vorziehen sieht. Man heilt sie davon am besten, wenn man den linken Aermel über die Hand verlängert und sackartig zunäht.

Die Mutter wird bei den Spielen ihres Kindes mit Lust bemerken, wie die Bewegung, welche den Vorderam des Menschen und der Affen vor denen aller anderen Thiere auszeichnet, nämlich

die Pronation und Supination sich vervollkommnet. Man nennt so die Bewegung der Vorderarmknochen, wodurch die Hohlhand (Handteller) bald nach oben, bald nach unten zu liegen kommt; im Deutschen könnte man es die Darreichungs- und Empfangbewegung nennen, da es leider keinen gang und gäben Ausdruck dafür giebt.

Mit großer Lust werfen alle Kinder dieses Alters, und werden oft deswegen als böse Kinder gescholten Aber sehr mit Unrecht. Man beobachte vielmehr — wenn auch einige Spielgeräthe, wohl auch einmal eine Fensterscheibe zu Grunde gehen —, wie diese, hauptsächlich das Herrwerden des Menschen über die flüchtigen Thiere begründende, Bewegung sich allmälig ausbildet und verstärkt, und freue sich mit ihnen, wenn ein Stein recht weit rollt oder platschend ins Wasser springt! Die Lust am Werfen nimmt gewöhnlich die Kinder auf Spaziergängen ganz in Anspruch. Schon der einjährige Läufling hebt

alle Steinchen auf, um sie fortzuschleudern, und freut sich ihres Rollens. Der ältere Knabe, auf der Roßtrappe oder Bastei stehend, denkt gewiß an Nichts früher, als wie weit er wol hinüberwerfen könne. Er will sehen, wie weit sein Wille einen Körper trägt. Man könnte die menschlichen Civilisationsstufen danach abtheilen, wie weit und wie sicher der Mensch wirft: Stein, Schleuder, Bumerang, Hassagaye, Speer, Pfeil, Blasrohrkugel, Katapulte und Lancasterkanonen.

Jetzt lernt auch das Kind eine freilich recht unscheinbare Kunst, auszuspucken nämlich, die ihm aber, namentlich beim Heraufhusten von Schleim, schwer genug fällt. Wenigstens sah ich neunzehnmonatliche die Hülsen von Stachelbeeren recht geschickt aussaugen und dann auswerfen. Es ist denn doch ein Fortschritt, den unverdaulicheren Theil einer Speise nicht in den Magen kommen zu lassen, eine Art Vorstufe zur Zubereitung der Speisen.

Außerdem gelingt es dem kleinen Immerdurst, nunmehr auch ein Trinkgeschirr allein und geschickt zum Munde zu führen. Das ist eine Stufe der Lebensart, welche höchstens ein wohldressirter Affe, sonst wohl kein Thier erreichen dürfte. Kein Thier, so viel ich weiß, schöpft sein Getränk in einem Gefäße ein, obgleich die Natur genug Muschelschalen und hohle Früchte bietet. Das Thier taucht mit dem Gesichte nach unten in die Quelle, nur der Mensch schöpft. Verwehre deshalb deinem Kinde nicht stets, mit einem Becher zu »gäskern und zu manschen«; es schult sich zur menschlichen Sitte ein und macht dabei physikalische Experimente!

Wenn das Kind bisher vom Stehen und Gehen ausruhen wollte, so ließ es sich auf platter Erde nieder und setzte sich kauernd auf den Boden. Jetzt will es die orientalische Manier aufgeben, was ihm eben so schwer fällt, als uns die

muſelmänniſche Art beſchwerlich. Es nähert ſich zu dem Zwecke einem Seſſel rückwärts, und nachdem es die Entfernung beſehen, beugt es die Knie, bis es niederhockend die Unterſtützungsfläche unter ſich fühlt. Dabei hat es die nicht leichte Aufgabe, den Schwerpunkt feſtzuhalten, den es manchmal verliert, und ſich daneben ſetzt oder unſanft in den Sitz plumpt. Iſt es aber glücklich zum Sitzen gekommen, ſo ſieht man es freundlich lächeln und gar vergnügt und ſtolz mit den Füßen baumeln. Und in der That hat es Urſache, ſtolz zu ſein. Der zum Ausruhen hockende Wilde, ſelbſt der ſchneiderartig ſitzende Muſelmann, welch eine unſchöne Attitüde! Man denke ſich den olympiſchen Zeus, ſtatt auf dem Throne ſitzend, ſo hingekauert und er wird ein unſchöner Götze. Zugleich hat unſere Art zu ſitzen den für thätige, ſanguiniſche Menſchen und alſo für die Kinder nicht geringen praktiſchen Vortheil, daß man aus

ihr leichter in die Höhe kommt zum Stehen, Gehen und Handeln. Jedes Kind soll darum nunmehr einen passenden Sessel bekommen.

Alle Kinder dieses Alters, auch die Mädchen, lieben zu reiten. Sei es die drohende und doch zu überwindende Gefahr desselben, sei es die Ahnung, dereinst fremde Kräfte zur eigenen Bewegung zu brauchen, alle reiten gern auf dem Knie, auch wohl schon auf dem Schaukelpferde. Der Reiter macht gewiß auf das Kind einen ähnlichen großartigen Eindruck, wie einst Cortez zu Roß auf die Mexicaner, welche ihn für einen Thiergott hielten; und die unüberwindliche Lust des Knaben, einmal auf einem Klepper, oder doch auf einem Esel zu sitzen, ist daher erklärlich. Ebenso beherrscht das Kind schon gern Thiere, und wären es auch nur ihre in jedem Sinne hölzerne Abbilder. Der Knabe zerrt seinen »Braunen« nach sich und verfehlt nicht, ihm zuweilen durch die Peitsche zu zeigen, wer Herr ist. Mit gegen-

thierquälervereinlichen Einsprüchen käme man jetzt noch zu frühe; es hat aber auch noch nichts auf sich.

Schwerer als die Beherrschung seines Gaules, wird dem Kinde das Herrwerden über zwei Diener, welche es jetzt bewältigen lernen soll. Die willkürliche Anspannung und Erschlaffung der Schließmuskeln, welche die Ausführungsgänge des Darmes und der Urinwege verschließen, ist ein so merkwürdiger Fortschritt, daß ich ihn auf die Gefahr hin, wegen ärztlicher Indiscretion getadelt zu werden, nicht übergehen darf. Alle Muskeln seines Körpers, welche jemals der Willkür unterworfen sein können (außer etwa den verkümmerten Muskeln an der Ohrmuschel, welche den meisten erwachsenen Menschen unbrauchbar sind) hat der Mensch nunmehr unterjocht. Die Muskeln der Arme und Beine, die des Rumpfes und des Gesichtes pariren ihm wie leidlich exercirte Rekruten. Nur jene obengenannten führen noch ihr

unabhängiges, trotziges, die Ordnung und Sitte störendes Palikarenleben. Der unmündige König selbst fühlt es kaum, daß er auch diese bändigen und unter das Gesetz bringen könne, wenn ihn nicht die auswärtigen Mächte der Aeltern und Wärter erinnerten und bedrohten. Da rafft er sich auf, der Unwirthschaft zu steuern. Aber wie schwer ist das nicht! Alle anderen Muskeln sind von frühe an dem Willen unterworfen und brauchen nur in vorübergehender Zusammenziehung erhalten zu werden. Jene Schließmuskeln aber (in ihrem Bau etwa zu vergleichen den um eine schlauchartige Börse geschobenen, elastischen Ringen, welche durch ihr Zusammenschnüren das Herausfallen des Geldes verhüten) haben bisher ohne Zusammenhang mit dem Bewußtsein nach Belieben gearbeitet, aber von nun an sollen sie nach dem Willen des Herrschers beliebig lange sich anstrengen und bei eintretendem Unvermögen wenigstens die Regierung schleunigst benachrichtigen.

Während sie, so lange das Kind noch keine Wahrnehmung von der beginnenden Ausleerung jener Auswurfstoffe bekommt, nur kürzere Zeit (der Blasenschließer nur ein bis zwei, der Afterschließer vier bis sechs Stunden) in ununterbrochener Zusammenziehung verharrten, müssen sie später wohl das Vierfache dieser Zeit in ihrer anstrengenden Thätigkeit ausharren. Kein anderer Muskel läßt eine so ununterbrochene Contraction zu, als außer jenen der Schließmuskel der Augenlider, welcher ja auch die ganze Nacht und beim Schlafe Tags über in zusammengezogenem Zustande verharrt. Die Zusammenziehung des letzteren Muskels erfolgt beim Schläfrigwerden ohne unser Bewußtsein, oft wider unseren Willen (»die Augen fallen uns zu«), kann aber auch willkürlich bewirkt werden beim Blinzeln, wobei, wenn man die Augen recht fest schließen will, die Anstrengung desselben fühlbar wird. Macht man dem Kinde das Blinzeln (»Zwinkern«) vor, so

versucht es bald die Nachahmung, man sieht aber, daß der Muskel nicht ganz leicht Ordre parirt.

Die Schließmuskeln jener Ausführungsgänge geben aber oft (selbst noch bei zwölf- und mehrjährigen Kindern) besonders im Schlafe der Anstrengung nach, ohne zuvor das Bewußtsein zu benachrichtigen, daß Gefahr droht. Sie sind dann Schildwachen gleich, welche sich gegen einen nächtlichen Ueberfall wacker wehren, aber nicht früher das Alarmzeichen geben, bis sie überwunden sind.

Weckt man aber ein einjähriges Kind allnächtlich einige Mal und läßt es nicht eher wieder einschlafen, bis es den Urin entleert hat, so errichtet man in der kindlichen Seele auf geheimnißvolle Weise eine Art Weckeruhr. Die Vorstellung des Erwachens erregt die der Ausleerung, und umgekehrt weckt allmälig das Bedürfniß der Ausleerung das Bewußtsein aus dem Schlafe. Ist es doch gerade, als wenn der auf das Aeußerste getriebene Schließmuskel einen Stift aus-

höbe, welcher ein Gewicht hemmte; dieses fängt nun an zu ziehen, die Räder drehen sich, der Hammer lärmt an der Glocke, der Schläfer erwacht und kündigt sein Bedürfniß an.

Bei der Aneignung keiner anderen Sitte und Anständigkeit äußert sich so sehr der zauberhafte Einfluß der Gewohnheit. Man sagt oft bedauernd: der Mensch sei ein Gewohnheitsthier; richtiger würde man sagen: zum Glück ist er ein solches!

Müßte ich nicht fürchten, daß schon manche Leser, ärgerlich über die Rücksichtslosigkeit der Naturbeobachter, diese Seite übersprungen hätten, so würde ich aus dem Leben uncivilisirter Völker und der Thiere Züge anführen, welche zu dieser Erziehung des Kindes zur Reinlichkeit und anständigen Sitte nicht uninteressante Vergleiche bieten.

Doch ich wende mich zu den Vermittlern der Welt und des Geistes, zu den Correspondenten

der Seele, über deren Mittheilungen die letztere ihre Leitartikel denkt, zu den Sinnen. Im Anfang waren ihre Berichte so kurz, abgebrochen und verworren, wie die Erzählung eines Bauerntölpels von einem Schauspiel; jetzt werden sie genauere, ausführlichere, geordnetere Berichterstatter.

Der Geschmack hat eine Fülle neuer Eindrücke erhalten, und liebt es sehr, fortwährend neue Erfahrungen zu sammeln. Das Kind drängt sich zu jeder neuen Speise und will Alles kosten und schmecken. Noch findet es fast nur an Süßigkeiten Wohlgefallen. Beim Genusse saurer Dinge macht es anfangs ein »saures Gesicht«, findet aber bald auch Geschmack daran. Milch und Wasser liebt es fast gleich sehr, Bier nicht bei dem ersten Male. Sein Gesicht strahlt vor Freude bei einem Wohlgeschmacke, vielleicht ist in keinem Lebensalter die Gutschmeckerei so herrschend. Jedenfalls ist der Geschmack derjenige

Sinn, welcher das Kind dieses Alters am häufigsten und stärksten erfreut. Nur beim Wiedersehen eines lieben Bekannten giebt es noch lauter seine Freude zu erkennen, als über eine Leckerei.

Das Tasten hat sich durch das häufige Angreifen („Begreifen“) der Dinge sehr verfeinert oder ist doch zu einem klarer bewußten Sinne geworden. Mein Knabe erkannte im dunkeln Zimmer mehrere Gegenstände mit charakteristischen Oberflächen, welche ich ihm darreichte, z. B. Apfel, Pelz, Buch und dergleichen. Wie weit sich dieser Sinn ausbilden lasse, ist aus der Erziehung der Blinden bekannt. Wir thun, glaube ich, in der Erziehung gesunder Kinder gar zu wenig, oder eigentlich nichts, zu seiner Ausbildung, und doch läßt sich in der Dämmerstunde gar lustig mit dem Kinde spielen, wenn wir ihm Gegenstände zum Errathen mit den Fingern vorhalten.

Das Gehör scheint immer deutlichere, im Gedächtniß mehr dauernde Eindrücke zu liefern.

Das Kind kennt nunmehr einige Thiere, sogar mehrere Menschen, an ihren Stimmen. Das aufkommende Wohlgefallen an der Musik ergiebt sich theils daraus, daß die Kinder gern selbst Trompetchen, Pfeifchen und Trommeln zum Ertönen bringen, theils daß sie ihr gewohntes Wiegenlied kennen und dasselbe da capo verlangen. Rauschende Musik regt sie anfangs auf, sanfter Gesang beruhigt sie und schläfert sie ein. Die Läuflinge zeigen öfter, daß bei ihnen, wie bei den Wilden, fröhliche Musik und Tanz stets zusammen gedacht werden. Bei ganz jungen Kindern scheint diese Tanzlust mehr angelehrt. Alle Mädchen tanzen früher und geschickter. Leider wollen unsere Kinderwärterinnen den kleinen Tanzlustigen gleich zu deutschen Rundtänzen erziehen. Diese sind aber aus mehreren Gründen nicht für den ersten Tanz zu empfehlen; denn sie erfordern eine für das Kind nicht nur schwere, sondern auch durch Erregung von Schwindel leicht schädlich werdende

Bewegung; sie geben den Armen und dem Rumpfe zu wenig zu thun, und, ich bitte um Nachsicht bei der geneigten Leserin, ich werde mich mild ausdrücken — sie bestehen aus weniger schönen Bewegungen, als die altväterischen Lang- und Gegentänze. Weit besser scheint es mir, das Kind dem Rhythmus gemäß hin- und herzuführen und es dabei Schwingungen der Arme und ähnliche Nebenbewegungen ausführen zu lassen. Daß das Kind dieses Alters ein ästhetisches Wohlgefallen am Reime hat, und die außerdem sehr ungereimten Ammenverschen mit Freudenlächeln anhört und ihre Stichworte behält, davon wird weiter unten die Rede sein.

Noch merklicher, als die des Ohres, schreitet die Thätigkeit und Fertigkeit des Auges fort. Es beobachtet schärfer in die Nähe, blickt verständiger in die Ferne. Sein bloßes Aeußere zeigt, daß es auf einer höheren Stufe, daß es durchgeistet ist; es gewinnt mehr und mehr Blick.

Gegen verschiedene Farben zeigt es meist noch keine merkliche Vorliebe. Das öfter erwähnte Mädchen soll schon mit der vierzehnten Woche Lust an bunten Läppchen geäußert haben. Aeußert sich die Liebe zum Schönen und Verschönern wirklich so frühe im Mädchen? Früher jedenfalls, nach meinen Beobachtungen, als am Knaben. Diese lassen sich meist ungern anziehen und putzen; Mädchen gleichen Alters strecken ihr Aermchen mit Wohlgefallen hin, wenn man ihnen einen Flitter daran hängen will. Jedenfalls hat das Kind noch keine deutlichen Vorstellungen der Farben. Nur das Schwarze, die Farbe des Grausigen, Lichtleeren, kennen und nennen sie bald; andere Farben verwechseln sie stets, auch wenn man sie wiederholt ihnen nennt. Doch lieben sie, wie die Wilden, das Hellfarbige, Grelle und Bunte. Eine bunte Blume, ein Schaufenster mit bunten Waaren, entlockt ihnen gewiß ein freudiges Ei und ein Ausrecken der Hände.

Schon erkennen sie manche Dinge nach den bloßen Umrissen. Mein Knabe, der allerdings schon einige wenige Bilder gesehen hatte, erkannte, einundzwanzig Monate alt, meinen Schatten, vor dem er sich im ersten Augenblicke fürchtete, bald als mein Abbild, rief freudig darauf deutend: Papa, und fürchtete sich fortan nicht mehr vor dem Schatten irgend eines Dinges. Im Gegentheil macht den Kindern dieses Alters das Beschauen dieses Schattenbildes, zumal wenn man es sich bewegen läßt, lebhafte Freude. Auch ihren eigenen natürlichen Schattenriß lernen sie bald kennen. Welche sichere Einprägung der wesentlichen Merkmale eines individuellen Gesichtes setzt es doch voraus, aus jenen armseligen Umrissen einen Menschen, welchen das Kind gewiß häufiger von vorn als im Profile gesehen hat, wieder zu erkennen!

Vielleicht bildet der Schatten bei Kindern, welchen nicht früh Bilder vorgelegt werden, den

Vermittler und Lehrer zum Verständniß der Zeichnungen, sowie er, der griechischen Sage nach, die Erfindung des Zeichnens veranlaßt hat.

Bilder zu betrachten, lieben die Kleinen schon sehr. Sie freuen sich oft mehr über das abgebildete Ding, als über das wirkliche. »Haus!« ruft der kleine Betrachter freudig, wenn er ein gezeichnetes erkennt, während er ein wirkliches kaum des Anblickens würdigt. Rührt dies von der Freude über die Lösung des hingezeichneten Räthsels, während ihm das wirkliche nichts mehr zu rathen aufgiebt? Hat doch schon der alte griechische Denker Aristoteles die ästhetische Freude an solchen Abbildungen aus ähnlichem Grunde abgeleitet.

Vorliebe für ausgemalte Bilder bemerkte ich in diesem Alter nicht entschieden. Legte ich meinem Jungen dieselbe Linienzeichnung in einem schwarzen und einem illuminirten Exemplare vor, so betrachtete er beide anscheinend mit gleicher Lust. Die Kinder erken-

nen auf Zeichnungen die ihnen aus der Wirklichkeit bekannten Gegenstände so sicher, daß man oft davon überrascht wird. Besonders gern sehen sie Bilder von Thieren und Kindern. Inhaltsleeren Figuren legen sie eine aus ihrer Sphäre genommene Bedeutung unter: mein Junge deutete ein Viereck für einen Bonbon, einen Kreis für einen Teller. — Bald lernte er, nach wenigen Irrthümern, im Leben und im Bilde, Jungen und Mädchen unterscheiden, wenn auch ihre Trachten keine auffallenden Verschiedenheiten zeigten. Ich mußte mich oft wundern, wie früh und die schematisch unvollständige, fehlerhafte Zeichnung ergänzend und berichtigend das Kind Zeichnungen verstand, welche kaum vollkommener waren, als diejenigen, welche ABC-Schützen an die Straßenthore malen. Ein Kreis mit zwei Punkten und einem senkrechten und wagrechten Striche genügt meist, für sie ein Gesicht kenntlich darzustellen. Es ist dies aber vielmehr ein Mangel,

als ein Vorzug ihres Auffassens und Urtheilens. Sie kennen wenig Dinge; um diese unter einander zu unterscheiden, bedürfen sie nur sehr weniger und oberflächlicher Merkmale. Sie begnügen sich, zu wissen, das soll ein Gesicht sein. Wir wollen auch gleich wissen, welchen Charakter oder Einzelmenschen es darstellen solle. Dazu bedürfen wir natürlich viel mehr, und weniger oberflächlicher Merkmale.

Das Temperament, gleichsam die Witterungsbeschaffenheit des Gemüthes, ist noch bei allen Kindern entschieden sanguinisch, und der Wechsel der Stimmung noch greller und springender als sonst. Es bedarf nur des geringsten Anstoßes, um aus der einen in die entgegengesetzte Stimmung zu kommen. Wenn sich doch die Mütter durch genaue, unbefangene Beobachtung überzeugen wollten, wie diese Stimmungen von körperlichen Ursachen mit veranlaßt, vielleicht ausschließlich bedingt sind! Gar viele Wärterinnen

würden dann manches »unartige, ungezogene« Kind, welches, weil es sich langweilt oder schläfert, die Gelegenheit zum Weinen gleichsam vom Zaune bricht und immerfort Aprilstürme mit Sonnenschein wechseln läßt, besser behandeln lernen. Das Nähere wird weiter unten bei dem Willen seine Stelle finden.

Der Nachahmungstrieb ist in diesem Zeitraume viel reger und thätiger als in den vorigen. Das Kind lernt die ihm absichtlich vorgemachten Kunststücke der Wärterinnen: Täubchen winken, Eia machen (liebkosen), Händchen (Pätschchen) geben, Stutzbock machen, sich verbeugen (Diener machen), Kuchen patschen, leidlich Baumkessel tanzen und dergleichen.

Es ahmt aber bald auch von freien Stücken Bewegungen und Attitüden nach, die ihm auffallen und gefallen. Es geht mit dem Stocke des Vaters umher, versucht an dessen Pfeife zu rauchen, will das Brennholz legen, mit dem

Stifte zeichnen, und verschiedene Handierungen, welche es in seiner Umgebung sieht, nachmachen. Aber alle diese Nachahmungen zeigen keineswegs feinere Auffassung und geschicktere Bewegungen, als wir sie von größeren Affen, den Orangutangs und Schimpanses beschrieben finden, über welchen doch das Kind durch die Sprache unendlich hoch steht.

Eine Nachahmungsthat bemerkte ich an meinem achtzehnmonatlichen Knaben, die gewiß nie ein Thier ausführte, als höchstens der in allen Naturgeschichten als das Lumen der Thierwelt gepriesene Schimpanse des Capitains Grandpré. Mein Junge nämlich trug von freien Stücken Holz zur Ofenthür und schob es durch das offene Schieberthürchen hinein, uns dann thatenstolz anblickend. Alle Thiere halten sich bekanntlich von Jugend auf in scheuer Ferne vor dem Feuer, außer den wenigen (wie Motten und dergleichen), welche sich blindlings hineinstürzen. Ihnen lehrt also der mächtige Instinkt die Gefahr des Feuers,

welche der Mensch, der das Vorrecht hat, in allen Stücken durch Schaden oder vielmehr durch bewußte Erfahrung klug werden zu müssen, nur durch den Versuch lernt. Jene verwegene That des Kindes war also Folge des stumpfen Instinktes, nicht Heroismus oder Vorahnung der Herrschaft über die Elemente, wie es ein prateiisches oder poetisches Gemüth auslegen könnte.

Hoch empor schwingt sich aber das Kind in diesem Zeitraume über alle Thiere durch die mehr und mehr freiwillige und häufige Nachahmung von Wörtern. Der sprechende Vogel lernt seine paar Wörter nur nach sehr häufigem Vorsprechen; was die Menschen sonst reden, ist für ihn nicht vorhanden. Vom Kinde aber wird ein Wort nach dem anderen aus der Rede der Erwachsenen, auch wenn sie nicht an das Kind gerichtet war, »aufgeschnappt«, und seine Nachahmeluft geht so weit, daß es wie ein Echo die letzten Wörter aller Sätze nachspricht, wenn es auch für deren

Sinn kein Verständniß und Interesse haben könnte. Indessen fiel meinem Knaben nie ein, ein englisches Wort aus der Unterhaltung, die ich öfter in seiner Gegenwart mit einer englischen Dame führte, nachzuahmen. Er äußerte aber auch kein Befremden über die ihm neuen Laute. Das halbjährige Betreiben des Deutschen als seiner Muttersprache hatte die Auffassung und Nachahmung für eine fremde schon entschieden geschwächt. Zum Nachsingen von Tönen war dieses Kind jetzt nicht mehr zu bewegen. Dagegen ahmte es beim Nachsprechen von Wörtern genau die Stimmlage und den Accent nach, in welchen ihm ein Wort vorgesagt wurde. Wenn die Mütter diesen unwiderstehlichen Einfluß der Nachahmung und Gewohnheit immer im Auge hätten, würden sie nicht nur selbst immer so schön und rein modulirt als möglich zum Kinde reden, sondern auch Wärterinnen wählen, welche nicht durch polterige, unschöne Sprechweise dem Kinde eine kaum wieder

zu verwischende Eigenthümlichkeit einprägen. Man hält französische Bonnen, warum nicht gut deutsch redende Wärterinnen?

Wenn ich vom Gedächtniß rede, so bitte ich darunter nicht eine eigenthümliche Kraft, eine besondere archivarische Behörde sich vorzustellen, welche in einzelnen Bureaus das Dagewesene zum späteren Gebrauche einregistrirt. Es ist die eine untheilbare Seele selbst, welche im Stande ist, gewisse Vorgänge, bei welchen sie durch die Außenwelt afficirt wurde, oder innerliche Selbsterlebnisse zu reproduciren. Dieses Reproductionsvermögen der Seele erstarkt mehr und mehr. Von den Erinnerungen der Gesichts- und Gehörseindrücke und der Bewegungen habe ich oben die zur Anregung eigenen Nachdenkens nöthigsten Fingerzeige gegeben. Jene müssen vorhanden sein, wenn ein Vergleichen und Beurtheilen der durch die Sinne wahrgenommenen Dinge möglich werden soll.

Sehr thätig und treu ist das sogenannte Ortsgedächtniß des Kindes, dessen mnemotechnische Kunstgriffe (Merkerleichterungen) zumeist darin bestehen, eine Vorstellung mit einer räumlichen Anschauung zu combiniren. Tritt das Kind in ein Zimmer, in welchem ihm früher ein Geräth oder Bild aufgefallen ist, so dreht es sogleich das Gesicht nach jener Stelle und erinnert sich dabei genau der beim ersten Betrachten gehörten Erklärung.

Das Gedächtniß für Zeit und Zahl fehlt natürlich ganz, weil von beiden Begriffen das Kind noch keine Ahnung hat.

Das Wortgedächtniß der Kinder überrascht durch seine Empfänglichkeit und Zähigkeit. Mein Knabe hatte in einer Zeitschrift Humboldt's Bild betrachtet und dabei den Namen gehört: als er nach sechs Wochen dasselbe Blatt sah, rief er gleich: Humboldt. Wie es zugehe, daß gerade dieser oder jener Laut, welcher doch meist

in gar keinem geistigen, nothwendigen Zusammenhange mit dem Gegenstande oder Gedanken steht, als Wort oder Name so fest mit dem letzteren (sich) associire, daß der Laut in der Seele, nachdem er Wochen lang wie verschwunden war, sogleich wieder anklingt beim Auftauchen der Vorstellung, ist mir ganz unbegreiflich. Das Kind scheint, nach seinen Mienen zu schließen, gerade so wie die Erwachsenen, manchmal nicht auf ein Wort kommen zu können; es scheint in seiner Seele derselbe sonderbare Hagel von allerlei Wörtern, welche einem durch das Bewußtsein fliegen, ohne daß man das rechte darunter gewahr wird, einzutreten, bis entweder durch unerklärlichen inneren Vorgang oder durch Nachhülfe der Erwachsenen dem Kinde das rechte Wort »einfällt«.

Das Wörterbuch der Kinder füllt sich ziemlich rasch. Meines Knaben Sprachvorrath enthielt bestimmt über sechzig Worte, ehe er daran dachte, mehrere zu einem Satz zu verbinden.

Hinsichtlich der verschiedenen Leichtigkeit im Behalten der verschiedenen Wortklassen glaube ich bei Kindern dieses Alters dieselben Gesetze beobachtet zu haben, wie bei erwachsenen Sprachschülern.

Am besten merkt man Klangnachahmungen (z. B. das griechische bus für Ochse u. dergl.), dann Hauptwörter, besonders die Namen sinnlich wahrnehmbarer Dinge, dann Zeit- und Eigenschaftswörter, schwerer die Präpositionen, am schwersten die Conjunctionen und Partikeln. Alle Wortarten merken sich leichter, wenn sie uns in einem Satze eingefügt zuerst vorkamen, dessen Sinn sich leicht einprägt, oder wenn beim ersten Hören des Wortes sich zugleich etwas Eigenthümliches ereignete, mochte es auch mit dem geistigen Processe gar nicht im Zusammenhange stehen, z. B. wenn uns der Lehrer bei einem Worte am Ohre zupfte oder wir ausgelacht wurden. Ferner haftet ein Wort leichter, wenn man

ein dem neuen ähnlich klingendes Wort schon kennt, z. B. bus der Ochs, pus der Fuß; dabei denkt man gleich, der Ochs hat vier Füße. Hat man aber einen größeren Wortvorrath und darunter eine ganze Reihe ähnlich klingender Wörter, so wird wieder das Merken insofern erschwert, als man unter den sämmtlichen getreu aufbewahrten Wörtern nicht leicht und schnell das rechte herausfinden kann. Kenne ich nur die beiden englischen Wörter hare (Hase) und hair (Haar), so merke und unterscheide ich sie leicht, indem ich fühle, daß zwischen Haar und Hase, wie der Hut zeigt, eine Art Beziehung existirt; lerne ich nun aber noch heir (Erbe), ere (ehe), air (Luft) kennen, so fällt mir das Behalten und Unterscheiden viel schwerer. Das ist der Grund, warum es uns so leicht wird, die ersten zwanzig bis dreißig Worte einer uns neuen Sprache zu merken, und warum dem Kinde seine Muttersprachenwörter sich anhängen wie die Kletten.

Von Versehen merkt das Kind zuerst nur die Reime.

Wie bei uncivilisirten Völkern die Phantasie ihre kühnsten Flüge macht, so auch bei dem Kinde. Freilich zeigt sich diese Kraft erst dann deutlich, wenn das Kind Sätze bildet und oft die kühnsten Metaphern anwendet. Aber auch jetzt schon zeigt es im Spielen, wie seine Phantasie thätig ist und ihm kleine Reihen von Thatsachen vorspiegelt. Mein achtzehn Monat alter Knabe stellte sich beim Spielen manchmal, als tränke er aus einem leeren Becher und patschte sich dann freudig lächelnd den Magen; er muß sich also einen angenehmen Sinneseindruck dabei eingebildet haben. Später ließ er auch sein porzellanenes Hündchen trinken, obgleich er nie einen lebendigen Hund trinken gesehen hatte, und liebkoste Bilder, welche Kinder oder Thiere darstellten.

Den Trieb zum Forschen glaube ich be-

sonders in der Lust des Kindes zu finden, mit der es in das Innere von Kästchen, Schachteln, Büchsen und anderen Gefäßen blickt und greift. Es wühlt in jedem Beutel, zerrt an jedem Deckel und jubelt, wenn es endlich das Innere eines Behälters schauen kann. Darum ruft es gewöhnlich beim Erblicken eines neuen Spielzeugs: Auf!, weil es von Allem den inneren Kern kennen lernen möchte. Auch ein guter Theil der so oft getadelten und bestraften Zerstörungslust, welche zum anderen Theile aus bloßer Freude an Bewegung und Kraftäußerung stammt, mag von dieser Forschelust herrühren. Das Kind, wie der Naturforscher, zerstört einen Körper, um ihn zu ergründen. Man ehre und pflege diesen Trieb! Das Thier hat ihn nicht. Es öffnet nur dann Körper, wenn es darin Eßbares riecht oder instinktartig ahnt, nicht aus reiner Wißbegierde.

Die höchsten Seelenfähigkeiten, Urtheilen und Schließen, sind in dieser Periode noch sehr

unentwickelt. Die Hauptthätigkeit der Seele ist bis jetzt das Einsammeln von Vorstellungen, deren engere Verknüpfung der späteren Zeit vorbehalten bleibt. Das Urtheilen scheint aber so zu entstehen. Das Kind nimmt sinnlich wahr, daß ein gewisses Ereigniß unmittelbar nach einem anderen eintritt: geschieht dies öfters, so entsteht in der Seele die Nöthigung, die andere Vorstellung auftauchen zu lassen, sobald die erstere erweckt wurde. Das Kind beobachtet z. B., daß der Vater aus seinem Pulte ihm Bonbons giebt: sieht es nun denselben im Pulte Etwas suchen, so urtheilt es: er will mir einen Bonbon holen, und lächelt voll freudiger Erwartung. Solcher einfacher Verknüpfungen von Vorstellungen wird man nicht selten gewahr: aber auch mehr verwickelte fehlen nicht ganz, und so wie man sich im ersten Frühling an den bescheidensten Blümchen erfreut, so beobachtet man auch solche kindliche Denkversuche mit Theilnahme und Freude.

Ich erlaube mir, einige an meinem Knaben aus der Zeit vom funfzehnten bis einundzwanzigsten Monate beobachtete anzuführen.

Derselbe verstand schon früh die Bedeutung einer Versprechung und ließ sich nicht selten, einem versprochenen Bonbon zu liebe, bewegen, Etwas zu thun oder zu lassen. Beweist das nicht, daß er sich dachte: nachdem dies geschehen, erfolgt jenes (daß er also einen Begriff von der Zeitfolge hatte), oder vielleicht gar: wenn du dies thust, tritt jenes ein (Ahnung des ursächlichen Zusammenhanges, des Causalbegriffes). Seit er sich im funfzehnten Monate an dem Lichte den Finger verbrannt hatte, war er nicht wieder zu bewegen, den Finger nahe an die Flamme zu bringen. Dagegen führte er ihn zuweilen, mich zu necken, nach dem Lichte zu, ohne in dieses zu greifen. Beweist nicht eine solche aus Erfahrung gewonnene Klugheit einen Schluß von dem besonderen Falle auf das allgemeine Gesetz: mußte die Seele

nicht sich vorstellen, was damals erfolgte, würde auch jetzt eintreten, nämlich der Schmerz? Spuren solcher Schlüsse finden wir auch im Seelenleben der fähigeren Thiere, besonders der Hunde.

Einst hatte ich den achtzehn Monate alten Knaben bewogen, einem Schafe einige Blätter zum Futter zu reichen. Er beobachtete mit ängstlichem Erstaunen das schnarpsende Thiermaul. Als er einige Tage später einen Finken über den Weg hüpfen sah, bückte er sich plötzlich, rupfte Grashälmchen ab und trabte auf den Vogel zu, um sie ihm anzubieten. Er machte dabei den Trugschluß: jenes lebendige Wesen aß Pflanzenblätter, also dieses auch; beide bewegen sich und sind deshalb Grasfesser.

Das Sprichwort: Irren ist menschlich, nimmt man gewöhnlich in dem Sinne, daß leider alle Menschen dem Irrthume unterworfen seien. Es hat aber auch noch einen anderen Sinn, nämlich den: es ist ein Vorrecht des Menschen vor den

Thieren, sich zu irren; eine Wahrheit, welche sich bei vergleichender Beobachtung der sich entwickelnden Kindes- und der Thierseele mir aufdrängte.

Die Thiere irren selten. Nicht, weil ihre Geisteskräfte schärfer und ihre Schlüsse richtiger wären, sondern weil sie selten denken. Sie folgen meist dem sie blindlings richtig leitenden Instinkte, der angebornen Kenntniß, worin sie nicht irren können. Daß man die Ueberlistung der Thiere, z. B. durch eine mit Reisern bedeckte Fallgrube oder ein versteckes Netz, nicht einem Irrthume des Thieres zuschreiben könne, ist so klar, als daß man von einem Menschen, welcher Nachts im dunkeln Walde in einen Schacht fällt, von dessen Dasein er nichts gewußt, sagen könne, er habe sich geirrt. Als wirkliche irrthümliche Urtheile der Thiere glaube ich unter anderen folgende ansehen zu dürfen. Die Schmeisfliege legt ihre Eier an die Blume der Stapelia. Sie irrt, weil sie folgert, alles Stinkende, also auch diese

Blume, sei Aas, folglich zum Futter für ihre Maden passend. Die platt auf den Boden gelegte Henne, welcher man einen Kreidestrich vor den Schnabel zieht, bleibt liegen, wie angebunden. Sie irrt sich, den Strich für eine Fessel haltend. Das Pferd, welches einige Male an einem Wirthshause gefüttert wurde, will stets dort anhalten. Es irrt, weil es aus dem mehrmaligen Geschehen auf eine Nothwendigkeit oder ein Naturgesetz folgert. Aehnliche Irrthümer, die sich an Thieren beobachten lassen, könnte ich noch mehrere anführen. Sie sind aber immer, in Vergleich mit dem instinktmäßig richtigen Wissen und Thun jedes einzelnen Thieres, selten und fallen deshalb dem Beobachter mehr auf, als wenn er einen Menschen irren sieht.

Wenn nun aber der Mensch seine geistige Entwickelung überschaut und die nunmehr als Irrthümer erkannten früheren Urtheile und Schlüsse (mögen sie sich nun auf die Natur, auf Kunst,

auf menschliche Charaktere und Handlungen beziehen) herauslieſt und auf die eine Wagſchale legt, ſeine als feſte ſichere Wahrheit erkannten auf die andere, wie ſtellt ſich da das Zünglein der Wage? Was liegt denn groß in der Wagſchale des Gewißwahren, als die mathematiſchen Sätze, welche doch nur Weiterentwickelungen von ſogenannten Grundſätzen, d. h. unbeweisbaren, angeborenen, inſtinktartigen Sätzen ſind?

Woher ſtammen denn aber, abgeſehen von den Sinnestäuſchungen (Illuſionen), welchen auch das Thier unterworfen iſt (ich erinnere nur an das Blendwerk der Taſchenſpieler), unſere unzähligen Irrthümer? Meiner Erfahrung nach, aus der trägen oder ſtolzen Neigung des Menſchen, eine für den einzelnen Fall richtige Beobachtung gleich zu verallgemeinern: dasjenige zum Geſetz für Gattung und Klaſſe zu erheben, was man am Individuum beobachtete, alſo in einer voreiligen Induction. Das Kind ſieht zum erſten Mal

einen Russen; dieser ist ein großer schöner Mann, gleich nistet sich das Urtheil ein: alle Russen sind große schöne Leute.

Ich hoffe, diese Abschweifung wird mir verziehen werden, um des wichtigen Winkes für die Erziehung willen, welcher sich für jeden Leser leicht daraus ergiebt. Ich kehre zurück zur Beschreibung der sich entwickelnden kindlichen Seele.

Um zu erfahren, wie weit mein vierzehn Monate alter Knabe im Vergleichen zweier nur durch ihre Größe verschiedener Körper gediehen sei (er konnte noch nicht sprechen, kannte also nicht die später oft gebrauchten Worte: groß und klein), legte ich ihm eines Abends ein kleines Stück Zucker auf den Tisch, und als er es eben genommen, ein zweites größeres. Gleich legte er das kleinere weg, und nahm das größere. Er beurtheilte also die Größenverhältnisse richtig, irrte aber in politischer Hinsicht. Warum ließ er sich durch die Begierde nach dem größeren verleiten,

das schon gefaßte wieder aufzugeben, da er doch das erste behalten und das zweite dazu nehmen konnte? Erwachsene Politiker machen sich wohl selten dieses Irrthumes schuldig. Gleich darauf legte ich ihm erst ein größeres, dann ein kleineres Stück Zucker vor. Jetzt nahm er rasch beide, ohne das erstgenommene wegzuwerfen. Man sieht, wie schon junge Politiker aus ihren Irrthümern Lehren ziehen. Dürfte nur ein Mensch 200 Jahre lang leben und sich irren, pfiffig würde er sicher, wenn auch nicht weise.

Sehr bald steifen sich die kleinsten Knirpse — wie das Pferd am Wirthshause — auf das was sie für ein Recht halten. Ihre Hauptrechtsquelle ist aber das Gewohnheitsrecht, um das sie sehr lebhaft mit Schreien und Gebärden plaidiren.

Mein Knabe lief mit seiner Wärterin Viertelstunden weit, ohne zu ermüden und auf ihren Arm zu verlangen. Trat ich dagegen, nachdem ich einige Spaziergänge mit ihm gemacht, nur

mit ihm vor die Thür, so stellte er auch schon die dringliche Aufforderung ihn zu tragen und brauchte als Beitreibungsmittel das Weinen. Warum? Weil ich einige Mal, um ihn zu schonen, ihn nach längerem Gehen getragen hatte. Nun war das ein verjährtes Recht, eine Servitut. So wird aus Gefälligkeit ein Muß, aus freiwilliger Dienstleistung eine strenge Nöthigung, wie Weltgeschichte und deutsche Geschichte beweisen. Jeder Erzieher weiß, wie viel man mit juristischen Irrthümern des Kindes zu kämpfen hat, und wie oft nicht das klarste Urtel mit den herrlichsten Entscheidungsgründen und allen möglichen »in Erwägung daß« einen Eindruck macht und nur das herbe »Nein!« oder eine Strafe den kleinen Rechthaber zur Ruhe bringt. Sehr oft wendet er auch schon die Instanz an, und appellirt gern von der Wärterin an die Mutter, von dieser an den Vater, und das Rechtsgefühl des Kindes so gut, wie das eines Volkes leidet

nicht wenig, wenn die obere Instanz das Urtel der niederen umstößt.

Daß man deshalb aber ja den Einfluß der Gewohnheit nicht in Bausch und Bogen verwünsche! Der Mensch ist zum Glück ein Gewohnheitsthier. Nicht nur, weil er durch dieselbe viele Handlungen, zu welchen er beim Erlernen alle Geisteskräfte aufbieten und in Spannung erhalten mußte, wie spielend verrichten lernt, so daß er dabei an Höheres denken kann (z. B. das Stricken, Gehen u. s. w.), sondern auch, weil er durch die Gewohnheit am leichtesten und sichersten lernt, was seine Pflicht ist. Mein achtzehn Monate alter Knabe konnte, wenn er unter Weinen und Sträuben zu Bett gebracht werden mußte, nicht einschlafen, bis wir ihn auf einen Augenblick herausgehoben, damit er seine im Weinen versäumte Pflicht des Gutenachtgrußes nachholen konnte. Suche man nur alles Löbliche, zu dessen Aneignung später das Demonstriren und

Moralisiren so oft fruchtlos angewendet wird, durch Gewöhnung in der früheſten Zeit einzuprägen, und man wird die Wirkung der Gewohnheit eher ſegnen als verwünſchen. Leider ſind auch in dieſem Punkte die Abrichter von Hunden und Pferden oft verſtändiger und conſequenter, als die Erzieher von Menſchen!

Die Erwähnung von Recht und Pflicht bewegt mich, hier die Entwickelung und Erziehung einer Seelenthätigkeit anzureihen, die ich ſonſt gern, weil ſie die höchſte darſtellt und alle anderen vorausſetzt, bis zum Schluſſe dieſer Periode verſpart hätte, ich meine den Willen. Erwartete der Leſer — ich denke, ſogar die geneigte Leſerin hat ſchon erkannt, daß ich in der Philoſophie ein arger Laie bin — von mir eine wiſſenſchaftliche pſychologiſche Deduction, was Wille ſei, und wie er entſtehe, ſo würde ich ehrlich geſtehen, nicht ſo klar zu ſein, daß ich mich vermeſſen könnte, darüber zu ſprechen. Ich würde viel-

mehr auf die zahlreichen Lehrbücher der Psychologie, von welchen ich selbst nur eins gelesen und vielleicht auch dies nicht recht verstanden habe, verweisen. Ich kann nur in meiner natürlichen Art fortfahren, einfach zu berichten, was ich beobachtet habe, und mir blos hier und da erlauben, einen eigenen Gedanken, welchen der Leser, wenn er ihm unwichtig oder dunkel vorkommen sollte, getrost überspringen möge, oder einen pädagogischen Wink einzuschalten.

Wenn das jüngste Kind einen unangenehmen Sinneseindruck oder einen wirklichen Schmerz oder einen Mangel, ein Bedürfniß fühlt (z. B. wenn es naß liegt oder hungert), kündigt es sein Gefühl durch Weinen an. Dies scheint der erste, noch unförmliche Keim zum Wollen. Ein Knabe sagte einmal, als er eine Thür knarren hörte: »die Thür will geschmiert sein!« Das Weinen des Kindes scheint oft ein ähnlicher Laut zu sein und ebenso unbewußt zu erfolgen. Der Säug-

ling knärrt und weint, wenn er Milch bedarf, um sein Hungergefühl zu stillen. Wer aber will sich hineinversetzen in die Art und Weise, wie der dumpf gefühlte Hunger zum deutlicheren Empfinden, wo es fehlt und was da mangelt, sich gestaltet und wie daraus das suchende Streben des Kindes, das Zufahren mit dem Munde nach der Brust entstehen möge? Sobald man mit bewußtem Denken sich in solche Processe hinein versetzen will, verliert man ja eben den Seelenzustand, in welchem jene Empfindungen und Strebungen wurzeln, den unbewußten, und handelt gerade, als wenn ein Maler eine Nachtscene nach dem Vorbilde einer mittäglich beleuchteten Landschaft malen wollte.

Die erste deutliche Aeußerung des Wollens scheint mir in dem Ausstrecken des Armes nach einem begehrten Dinge zu liegen. Dieses geschieht, wie wir gesehen, frühe. Dann häufen sich die Willensakte. Das Kind langt nach dem

Becher, nach dem Schooße der Wärterin, nach dem Lichte, es »verlangt« lebhafter und klarer.

Daß der Nedling die ersten Wörter, welche er spricht, gleich hauptsächlich, vielleicht ausschließlich als Willensäußerungen verwendet, daß er, sobald er aus eigenem Antriebe Brot sagt (ohne es gerade einem Anderen nachzusprechen) Brot will, habe ich oben angedeutet. »Das Kind will Alles,« sagen gar bald die Wärterinnen. Das heißt nicht gerade, Alles essen, aber sicher: Alles näher sehen, betasten, kennen lernen. Es folgt seinen Trieben: man könnte vielleicht ebenso richtig sagen: es wird von den Gegenständen angezogen. Es ist die tief geheimnißvolle, gleichsam magnetische, Wechselwirkung zwischen Welt und Seele, in welche man, wie in einen unergründlichen Abgrund, hineinschaut, so daß einen Nichtphilosophen der Schwindel zurücktreibt. Wer mehr schwindelfrei ist als der Verfasser, mag mit den Philosophen daran herumklettern und sondi-

ren; ich muß mich bescheiden zurückziehen, froh, daß ich wollen kann, wenn ich auch nicht verstehe, was Wollen sei und wie es entstehe.

Das Kind der jetzt in Rede stehenden Periode will schon viel energischer, als sonst, und will seinen Willen um so beharrlicher durchsetzen, als es die Verhältnisse nicht beurtheilen kann, welche seinem Gewollten entgegenstehen. Ziemlich leicht fügt es sich den sachlichen Hindernissen als ein ächter Sanguiniker. Es setzt Kegel auf, und will dabei einen auf die Spitze stellen. Er fällt um, und das Kind versucht es von Neuem. Da giebt es, so oft ich solchen und ähnlichen Versuchen zusah, seinen Willen auf, als dächte es: »es ist halt unmöglich, ist ein Naturgesetz, dem will ich mich fügen!«

Viel schwerer fügt es sich aber, wenn seinem Willen ein anderer menschlicher Wille entgegentritt. Wenn es auf die Treppe lossteuert, um hinab zu kriechen, und davon abgehalten wird,

weint und wehrt es sich gewöhnlich. Sein Bewegungs- und Forschertrieb zwingt es, vielleicht ist es der Möglichkeit der beabsichtigten That sicher, was soll es dem Willen der Aeltern, der für sein Bewußtsein ganz unbegründet ist, nachgeben? Es weint, vielleicht aus Gefühl, ungerecht zu leiden, jedenfalls zu leiden und passiv zu sein, wo es handeln möchte.

Geht das Kind mit seinem Vater spazieren, so weigert es sich oft, mit ihm umzukehren, wenn diesen die Uhr mahnt, daß es Zeit sei. Das Kind wehrt sich und entläuft, aufgefangen weint und strampelt es. Es ahnt die geistige Schranke, welche den Willen und die Bewegung seines Begleiters hemmt, so wenig, als die Biene oder der Vogel, welcher aus der Stube entrinnen will, das Dasein der gläsernen Kerkerwand der Fenster wahrnimmt. Darum will das Kind nicht auf Befehl einhalten mit Beerenessen, mit Pochen und Lärmen. Beobachte ein frisch einge-

fangenes Rothkehlchen, wie es immer und wieder ans Fenster fliegt, daß es sich fast den Schädel einstößt, und wie es doch endlich zum Bewußtsein der Unmöglichkeit kommt und seinen Freiheitstrieb bändigt; beobachte das zuerst eingeschirrte junge Pferd — und Du hast die Parallele mit dem Kinde, für welches eine andere Person *wollen will*.

Wie soll man den Willen des Kindes, welcher meist nichts Absurdes, sondern nur die Fortsetzung einer begonnenen Thätigkeit oder eine Handlung, deren Gefahren es nicht ahnt, erstrebt, zügeln und regeln?

Ist der durch die Handlung zu besorgende Schaden ein geringer, namentlich eine schmerzliche Erfahrung, die es doch einmal machen muß, um die Natur der Dinge zu verstehen, so lasse man ihm seinen Willen. Man lasse es einmal nach dem Lichte greifen, es muß ja doch wissen, was Hitze ist!

Muß man es in einer an sich zweckmäßigen und unschädlichen Thätigkeit unterbrechen, so thut man das auf die dem Kinde unmerklichste, wenig schmerzliche Weise, wenn man ihm anstatt der Vorstellung des Gewollten eine andere Vorstellung, welche durch ihren Glanz die frühere überstrahlt, in das Bewußtsein bringt. Man »zerstreue es, bringe es ab« durch Vorhalten einer Blume, eines Steines, der Taschenuhr, durch das Hindeuten auf ein Thier: nur nicht oft durch das Darreichen einer Eßwaare! Wehe, wenn man dem Kinde fühlbar macht, daß der Wille käuflich sei und daß, nach jenes Politikers Ausspruch, jeder Mensch einen Preis habe, um den er sich kaufen lasse!

Am besten, man gewöhnt das Kind früh, ohne es — wie ja später das Leben auch nicht schont — immer mit Sammthandschuhen anzufassen, an das harte Sprichwort: Oportet, ein Bretnagel, d. h. Du mußt! und wenn Dir auch

der Gegengrund so wenig auf Deinen Grund zu passen scheint, als zum Latein der Bretnagel sich reimt! Man mache seiner Strebung ruhig ein Ende dadurch, daß man das Objekt und Subjekt derselben räumlich trennt oder, unphilosophisch zu reden, man trage das Kind vom Stachelbeerbusche weg, sowie uns später das Leben von geliebten Dingen reißt, ohne daß wir im Augenblicke einsehen, wozu es gut ist. Zuweilen gebe man ihm auch — trotz aller sentimentalen Einreden — einen Klaps auf die Hand oder eine andere, vorher möglichst lakonisch angedrohete Strafe. Man glaube nur sicher, der Begriff der Schuld und der zugehörigen Strafe dämmert gar früh in der Seele auf. Nur kein Wortmachen und Moralisiren! Das Kind, nicht begreifend, warum Worte mehr wiegen sollen als seine Gedanken, wird gewöhnlich dadurch nur verbittert; kühle That gegen heißen Willen, so härtet man Stahl und Menschen. Zum Moralisiren ist nicht

eher Zeit, als bis das Kind Sätze bildet, d. h. deutlich urtheilt.

Wenn der starke Wille des Kindes in Eigensinn oder Trotz ausartet, so untersuche man sorgfältig den körperlichen Zustand desselben, und, wenn dieser normal befunden wird, schlage man an die eigene Brust und gestehe sich, daß große Fehler in der Erziehung begangen worden sind. Suche sie zu finden: und wenn Dir Scharfsinn und Ausdauer versagt, sieh einem Reiter zu, welcher ein junges Pferd zureitet! Da ist viel zu lernen.

Ueberraschend früh zeigte mein Knabe einen eigenthümlichen Zug (welcher, ich bekenne es offen, sicher durch meine Schuld entstand), eine Art Prometheusstolz, einen artig humoristischen Trotz gegen Verbote. Nachdem er die Erfahrung gemacht, daß Feuer brenne, griff er öfter, mich dabei schalkhaft ansehend, bis in die Nähe des Lichtes, nicht etwa, um zu zeigen, daß er ge-

witzigt sei, sondern daß er meinem Verbote trotze, nicht nach dem Lichte zu greifen. Griff er doch nicht hinein! Später parodirte der kleine Kerl öfter eulenspiegelartig irgend ein Verbot: lief z. B., nachdem ich die Treppe mit Tabu bezeichnet hatte, gegen dieselbe hin, blieb aber halbwegs stehen und blickte mich an, als wollte er mir ein Rübchen schaben. Welches mein Fehler gewesen, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Dieses Parodiren der Verbote, welches man oft im Knaben und Jünglinge aus wirklich bösen Motiven mit Unrecht herleitet, hängt mit der allen gesunden Kindern eigenen Lust zum Necken eng zusammen. Diese Lust entsteht gewiß nicht bloß durch den neckischen Verkehr der Wärter, welche sich daran ergötzen, den kleinen Simpel zu hänseln. Denn auch junge Thiere, wenn sie ganz einsam aufgewachsen sind, zeigen jene launig schelmische, übermüthige Art, unter sich zu verkehren. Man beobachte junge Hunde und

Katzen! Welche neckische Balgereien, welches Streben sich zu erschrecken, zu kneipen, zu zausen, zu stoßen! Alles in launigem Uebermuthe, ohne sich weh thun zu wollen. Gerade wie wenn zwei joviale Freunde sich necken und schrauben. Bei Kindern dieses Alters sah ich nie eine solche Neckerei, wenn man mehrere zusammenbringt, wie bei Kätzchen. Die Kinder spielen entweder, jedes solo, ohne Notiz von einander zu nehmen, oder sie gerathen vielleicht in ernsten Streit um Mein und Dein, welcher viel heftiger und erbitterter entbrennt, als die Balgerei zweier Kätzchen um ein Zwirnknaul.

Die Unart, welche man gewöhnlich Eigensinn nennt, jenes launische Verschmähen des eben Verlangten und das eben so hastige Wiederbegehren des eben mit Unwillen Zurückgestoßenen, jener unmotivirt erscheinende jähe Wechsel zwischen Begehren und Verabscheuen, welcher gewöhnlich mit Weinen und leidenschaftlich ver-

langenden und abwehrenden Handbewegungen und Mienen gesellschaftet ist, scheint (während natürlich das sanguinische Temperament dazu stark disponirt) auf folgende Weise zu entstehen und bei sehr vielen (mehr oder weniger allen?) Kindern durch öftere Wiederholung solcher Scenen zur Gewohnheit zu werden.

Das Kind fühlt ein dumpfes, wie alle Affektionen des sogenannten Gemeingefühles unklares, durch ein körperliches Uebelbefinden (Schläfrigkeit, Verdauungsstörung) oder durch Mangel sinnlicher und geistiger Reize (Langweile) bewirktes Mißbehagen. In dieser Stimmung, vielleicht instinktmäßig nach Abhülfe derselben strebend, verlangt es nach Etwas. Sobald ihm das Gewünschte geboten wird, erkennt es dessen Unzulänglichkeit oder gänzliche Ungeeignetheit zum Heilmittel und weist das ihm Gereichte zurück. Eine andere Willensvorstellung fährt ihm, durch eine Association eingeführt, durch die Seele und

wird als Wunsch oder Befehl ausgesprochen. So wie die Wärterin diesem Wunsche willfahrt, erkennt das Kind das Gereichte als ein eben so wenig Entsprechendes und verlangt ein neues Ding, vielleicht wieder das zuerst Verschmähete, und so fort.

Es scheint im Kinde derselbe verdrießliche Vorgang stattzufinden, wie wenn ein einsamer und Langweile fühlender Mensch zur Abwehr seiner Mißstimmung bald ein Buch ergreift und zu lesen versucht: weil ihm dieses bald schaal däucht, das Klavier öffnet, um nach ein Paar Griffen es wieder zu verlassen, da ihm seine Saiten so verstimmt vorkommen, wie die eigenen des Gemüths; dann durch das Fenster blickt und sich über das langweilige Einerlei der Aussicht ärgert, und so das Verschiedenste versucht, ein geeignetes Mittel zu finden, seines Unbehagens los zu werden und dabei immer krittlicher, grilliger, launischer, sich und Andere quälender wird.

Man helfe dem Kinde heraus, so wie man einem Hypochondristen zu Hülfe kommt, so schnell als möglich, damit solche Aprilgrillen nicht stehende Witterung werden!

Dies kann auf radikale Weise nur dadurch geschehen, daß man die körperliche Ursache wegschafft (das Kind schlafen läßt, sättigt, seine Diät ändert, namentlich mehr frische Luft giebt), oder palliativ dadurch, daß man dem Kinde eine interessante, helle Vorstellung vorführt, welche jene grauen Willensgespenster verscheucht. So wie die Grillen und Schaben sich verkriechen, wenn Licht ins Zimmer kommt, so verschwindet die »Ungezogenheit« der Dämmerstunde gar oft augenblicklich, wenn die Lampe angebrannt wird. Tritt zu dem eben von Todesgedanken geängsteten Hypochondristen ein unterhaltender Freund, kommt ein Brief oder die Zeitung an, gleich ist der arme Gequälte seiner Grillen ledig. Halte zu gleichem Zwecke immer ein angenehmes Spiel-

zeug in petto, welches du dem Kinde nur selten gibst, damit jenes durch den Reiz der Neuheit die oft oder meist aus Langweile entstehende kindliche Hypochondrie verscheuche! Vor Allem suche es stets mit Leib und Seele zu beschäftigen!

Denn Niemand ist öfter hypochondrisch, als geschäftlose, »sorgenfreie Rentiers und Pensionäre«, kein Kind häufiger eigensinnig, als das — wenn auch an Spielzeugen reiche — doch einer phantasiereichen Spielgefährtin entbehrende. Freilich ist es in dieser Periode nicht mehr so leicht als in den früheren, ein Kind von einer Vorstellung ab und auf eine neue zu bringen. Die Eindrücke färben sich nunmehr viel tiefer ein und man braucht eine kräftigere Deckfarbe, um den Grund zu überlegen.

Wie bei den Hypochondristen ist ein Spaziergang das Hauptpalliativ gegen diesen Gemüthszustand. Derselbe ist eine Geißel besonders der Stubenkinder, und Sprechlinge, bei welchen diese

Lebensperiode in die rauhere Jahreszeit fällt, wo sie seltener im Freien verweilen können, sind ihr vor allen ausgesetzt. Oft bringt schon die zeitweilige Uebersiedelung in ein anderes Zimmer plötzliche Heilung des Anfalles.

Ein großer Fehler ist es aber, solch eine deprimirte Stimmung durch einen deprimirenden Affekt, besonders durch Furcht, heilen zu wollen, wenn auch die letztere momentan das Weinen beschwichtigen sollte.

Die Geneigtheit zur Furcht ist in diesem Alter ohnedies im Zunehmen. Mein Knabe fürchtete sich vor einem Bügelbrette, entweder weil er einmal darauf das glühende Bügeleisen gesehen, oder weil der Ueberzug desselben eine angesengte schwarze Stelle hatte. Ebenso scheute er vor der Feuereisse, in welche ich ihn im Scherze hatte blicken lassen. So sehr ihm übrigens diese beiden Dinge Gegenstände des Grauens wären, so verlangte er doch täglich mehrmals, sie in mei-

ner Begleitung zu sehen. Da haben wir die allgemeine Lust am Schaurigen und Grausigen, welche sich beim Erwachsenen im Gernanhören von Spukgeschichten, im Lesen von Schauerromanen, von Schiffbruchscenen und im Besuchen der Kriminalhöfe äußert! Der Mensch schaut sich gern die dämonische Brandung der Elemente und Leidenschaften vom sicheren Ufer an.

Früher brauchte das Kind als Willensboten die Hände nur zum Verlangen, jetzt auch zur Abwehr sich aufdrängender widriger Dinge. Kommt man ihm, während es eifrig spielt, nahe, um zu liebkosen, so schiebt es den Zudringlichen zurück oder schlägt gar nach ihm, wenn es auch noch nie das Schlagen von Anderen gesehen hat. Es ist diese Abwehr so natürlich, wie das Beißen eines »turbirten« Hundchens. Gräme dich nicht darüber! Es lernt schon noch anders und auf manierlichere Weise abwehren, was ihm zuwider ist. Die Handlung ist weder böse gemeint, noch

unsittlich: man hüte sich nur, durch ungelegene Liebkosung oder Neckerei das Kind zum Zorne zu reizen!

Bei solchen Abwehrversuchen zeigt sich die erste deutliche Aeußerung des sittlichen Gefühles, oder wenigstens eines bis zur Höhe des Moralischen gesteigerten Rechtsgefühles im Kinde.

Die vom Kinde geschlagene Person verläßt dasselbe, oder stellt sich gar mit verhülltem Gesichte weinend. Das Kind stutzt. Bald zeigen seine Mienen (welche vielleicht der genauen Beobachtung nie würdiger sind), daß es erkennt, weh gethan zu haben und wie ihm dieses Bewußtsein oder wenigstens die Vorstellung eines Leidenden selbst weh thut (Reue oder wenigstens Mit-Leiden). Manche Kinder stehen dann wie angedonnerte, auf der That ertappte Verbrecher, rath- und thatlos da und brechen bald darauf in herzliches Weinen aus. Andere, bei welchen der Eindruck aus irgend einer Ursache schwächer

war, kehren ohne heftige Aeußerung eines Affektes, immer aber erst allmälig die ruhige Miene annehmend, zum Spiele zurück.

Ich habe nicht mit Gewißheit ermitteln können, ob auch die sittliche Idee der Vergeltung, der Abbitte u. s. w. freiwillig in Kindern dieses Alters rege wird. Ich konnte nicht erfahren, ob das »Eia« (die Liebkosung), welches viele Kinder der von ihnen geschlagenen Person bald nach der That als Entschädigung und Versöhnungsmittel anbieten, auch das erste Mal ganz aus eigenem Antriebe gegeben wurde, oder ob nicht allemal das Kind erst dazu angeleitet wurde. Das bereitwillige Daraufeingehen des Kindes aber und das Benehmen der Wilden und Hunde gegen den von ihnen gekränkten Herrn lassen mich glauben, daß das Kind wenigstens später auch von selbst auf diese, das bittere Reuegefühl versöhnlich abschließende Sühne gekommen sein würde.

So erwächst mit dem klareren Bewußtwer-

den der eigenen Persönlichkeit die schönste Blüthe des menschlichen Geisteslebens, das Gefühl der Gleichberechtigung Anderer, und des sittlichen Grundsatzes: was du nicht willst, daß man dir thue, das thue Anderen auch nicht.

Mit jener Vorstellung der Persönlichkeit zugleich, oft früher als jenes Sittengefühl, äußert sich aber auch der egoistische Neid, ein Ausfluß der Selbstsucht. Derselbe zeigt sich auch bei den Thieren, welche ja überhaupt, außer zur Zeit, wo sie hülflose Junge haben, selten aus der ärgsten Selbstsucht herauskommen. Nur die Aelternliebe vermag bei ihnen den Neid zu überwiegen; beim Menschen — und das stellt ihn unendlich höher — auch die Geschwisterliebe, auch die Liebe zu jedem Wesen seiner Art.

Doch scheint der Neid des Kindes einen Ursprung zu haben, der ihn etwas von dem angeborenen, aus reiner Selbstsucht entstehenden des Thieres unterscheidet. So wollte es mir wenig-

stens aus der Beobachtung meines Kindes erscheinen.

Mein Knabe konnte gerade drei Worte sprechen, als ich ihn zuerst neidisch sah. Als seine Mutter, wie sie früher auf meinen Wunsch öfter schon gethan hatte, aber ohne dadurch im eigenen Kinde eine Mißstimmung zu erregen, vor seinen Augen ein anderes Kind auf den Arm nahm, wurde das ihrige unwillig, ging auf sie zu, zerrte an ihrem Kleide und protestirte oder verlangte wenigstens auch genommen zu werden. Ein anderes Mal, bald darauf, wurde er unwillig, als seine Mutter einem anderen Kinde früher Milch gab als ihm. Er schlug nach der Tasse, woraus der Gast trinken sollte, wollte von mir, da ich ihm gleichzeitig sein Trinkgeschirr reichte, nichts annehmen und warf im Trotz ein Stück Zucker, welches ihm seine Mutter bot, fort. Man sieht, wie sich im Wiederholungsfalle der häßliche Affekt verschlimmert hatte.

Aber der Ursprung dieses Neides scheint mir im Wesentlichen nicht im absoluten Mißgönnen zu liegen — denn das Kind sah, wenn es selbst aß und trank, andere Kinder ganz vergnügt essen — als in derselben irrthümlichen Auffassung des Gewohnheitsrechtes, deren Folgen ich oben erwähnt habe. »Die Mutter hat stets ausschließlich mich getragen, hat sonst stets mich zuerst bedient, also muß sie auch jetzt so thun.« Dies schien mir der Trugschluß der Kinderseele.

Sei dem wie ihm wolle, so liegt doch die beste Heilung dieser Unart darin, daß man häufig andere Kinder dem eigenen zugesellt und dasselbe durch wiederholte Erfahrung gewöhnt, daß auch anderen Kindern Liebes und Gutes zukommen müsse und daß der Gast sogar den Ehrenvorrang habe. Daß man nicht absichtlich die Ausbrüche des Neides hervorrufen dürfe, um über den komischen Aerger, über gekränkte Standesrechte zu lachen, versteht sich von selbst.

Ein gewöhnliches und lobenswerthes Mittel, die kindliche Selbstsucht zu beschränken und zu läutern, besteht darin, daß man das Kind früh ans Geben gewöhnt und es durch ein dankbares Lächeln belohnt. Es muß lernen, von seiner Speise und dem Leckerbissen etwas abzutreten und die Freude des Beschenkten als reiche Entschädigung für das eigene Entbehren anzusehen. Leider wird bei diesem löblichen Bestreben oft und schwer gefehlt. Man bittet das Kind um ein Bischen, beißt aber nur zum Schein ab oder giebt das Brosämlein zurück, und bricht in Lob des guten Kindes aus, welches so gern giebt. So gewöhnt man das Kind an Heuchelei und pharisäisches Almosengeben. Man nehme das Dargebotene ja wirklich an — kein Kind bricht übrigens soviel ab, daß es sich wesentlich beraubte — und hebe ihm, wenn man recht zart sein will, dasselbe auf, um es später als unerkannte Gabe zu spenden! Nur so erzieht man das

Kind zu der herrlichen, ächt menschlichen Tugend des Mittheilens und Wohlthuns.

Somit hätten wir denn das Kind bis zum Ende der Sprechlings-Periode begleitet, in welcher, wie in der zweiten Hälfte des Frühlings die Knospen sich in größerer Zahl und immer rascher entfalten, so daß man kaum zu folgen vermag. Wie weit ist es in seiner Entwicklung gelangt? Das Folgende dürfte das Hauptresultat sein.

Das Kind bewegt Rumpf und Glieder im Wesentlichen wie ein Erwachsener; es braucht seine Sinne vollkommener und bewußter als je; es ahmt Höheres, selbst Sprache und sittliche Handlungen nach; es übt sich im Urtheilen, bringt es aber noch nicht zum klaren, in Worte gefaßten Urtheile, zum Satze. Es hat sich in mancher Hinsicht schon so hoch über seine bisherigen Klassenkameraden, die Thiere, erhoben, daß es nunmehr mit vollem Rechte zu den höchsten Schülern dieser Erdenschule, zu den Studenten zählen kann.

Schon hat sich übrigens durch das zur Gewohnheit werdende Zusammenwirken der körperlichen und geistigen Kräfte und durch das von Erziehung und Lebensverhältnissen bewirkte, vielleicht auch schon von Geburt an angelegte Vorwalten gewisser Strebungen diejenige individuelle Eigenthümlichkeit, freilich erst als matte Skizze, entwickelt, welche wir den Charakter nennen.

Kinder dieses Alters zeigen in ihren Gesichtszügen und Bewegungen nicht nur, sondern auch in ihrem Denken und Wollen schon so bestimmte Eigenthümlichkeiten, daß man oft genau vorhersagen kann, wie sich die einzelnen in bestimmten Fällen auf verschiedene Weise verhalten werden. Das eine Kind ist scheu, still in sich zurückgezogen, »schämerig«; das andere munter, laut, wild, zuthunlich und keck gegen Fremde; das eine lenksam und »fromm« wie ein Lämmchen, das andere eigensinnig und störrig wie ein Füllen.

Daß solche Verschiedenheiten wirklich im We-

sentlichen angeboren sind, lehrt deutlich die Beobachtung von Zwillingen, welche überhaupt ein sehr dankbares Objekt für den Naturforscher sind. Ganz gleich behandelt und erzogen, welche Verschiedenheiten zeigen sie nicht schon im zweiten Lebensjahre!

Daß aber die Lebens- und Erziehungsverhältnisse von nicht geringerem Einflusse sind, ist sonnenklar.

Durch jene individuelle Verschiedenheit, durch ausgesprochenen Charakter erhebt sich denn wieder das Kind um eine hohe Stufe über die Thiere. Die niederen wirbellosen, und die wilden höheren Thiere sind alle so übereinstimmend, daß jedes Einzelwesen nur den Gattungscharakter trägt; unter den gezähmten Vögeln und Säugethieren giebt es einige, welche bestimmte, individuelle Charakterverschiedenheiten klar und deutlich zeigen. Wir hatten unter unseren Hühnern eins, das wir als Kinder das »menschenscheue« nann-

ten, ein anderes »den Schnapphahn«, ein anderes »den Griesgram«. So auffallend war ihr individuelles Benehmen. Noch mehr treten solche Nüancirungen des Gattungscharakters hervor bei Hunden und Pferden.

Aber was ist das Alles gegen die unübersehbaren Schattirungen, welche der menschliche Charakter, und zwar schon in früher Jugend offenbart! Wie einförmig, schablonenmäßig erscheint jedes, auch das höchste, Thier, verglichen mit den tausendfachen Abstufungen der menschlichen Charaktere, welche in der Einheit so mannigfaltig, alle, sei es auch noch so schwach und von den Schatten der Materie verdeckt, Spuren des göttlichen Hauches tragen, welcher ihnen Leben und Odem gegeben und sie zu seinem Ebenbilde geschaffen hat!